

Werkstatt

Öffentliche Wissenschaft

Dokumentation der Tagung am 19. und 20. März 2015

Schader-Stiftung (Hrsg.)



Schader Stiftung

HOCHSCHULE
FÜR TWANGEN
UNIVERSITY



DGS DEUTSCHE
GESELLSCHAFT
FÜR SOZIOLOGIE

Stifterverband
für die Deutsche Wissenschaft

Werkstatt

Öffentliche Wissenschaft

Dokumentation der Tagung am 19. und 20. März 2015

Schader-Stiftung (Hrsg.)

Herausgeber

Schader-Stiftung
Goethestraße 2, 64285 Darmstadt
Telefon 0 61 51 / 17 59 - 0
Telefax 0 61 51 / 17 59 - 25
kontakt@schader-stiftung.de
www.schader-stiftung.de

Federführung des Projekts

Verena Fries

Redaktion

Alexander Gemeinhardt (verantwortlich)
Tyll Birnbaum, Sebastian Fellner, Verena Fries, Selina Härtel,
Kirsten Mensch, Tobias Robischon, Johanna Volk

Korrektorat

Verena Fries, Alla Stoll

Photographie

Schader-Stiftung

Gestaltung

Alla Stoll

Herstellung

Ph. Reinheimer GmbH, Darmstadt

Alle Rechte vorbehalten



Juni 2015

Inhaltsverzeichnis

1

5 **Einleitung**

2

6 **Programm**

3

8 **Öffentliche Veranstaltung**

4

19 **Werkstattgespräche**

5

50 **Biogramme der Teilnehmenden**

Die Suche nach tragfähigen Konzepten Öffentlicher Wissenschaft, die dialogisch auf gesellschaftlich relevante Fragen eingehen, ist hochaktuell. Denn in der reflexiven Moderne geht es nicht mehr darum ob, sondern wie eine sinnvolle Partizipation zwischen Wissenschaft und „ihren“ Öffentlichkeiten stattfinden kann. Die Nachfrage nach Offenheit der Wissenschaft und Dialog mit außerwissenschaftlichen Akteurinnen und Akteuren steigt kontinuierlich. Eine erneuerte Wissenschaftsauffassung produziert und provoziert aber auch Fragen zwischen Erweiterung und Entgrenzung von Wissenschaft. Bislang gibt es wenig verlässliche Orientierungen und Vorbilder im Feld Öffentlicher Wissenschaft.

Das Werkstattgespräch der Schader-Stiftung verfolgte daher das Ziel, Expertinnen und Experten aus Wissenschaft, Wissenschaftskommunikation sowie angewandten Öffentlichen Wissenschaft(en) zu vernetzen und durch intensiven überfachlichen Austausch zur Präzisierung der Debatte beizutragen. Dabei profitierte die Werkstatt von Akteurinnen und Akteuren sowie Institutionen, die ihre Erfahrungen und ihre erfolgreichen Modelle zur Diskussion stellten. Unter der Leitfrage „Wie viel Wissenschaft braucht die Öffentlichkeit – wie viel Öffentlichkeit verträgt die Wissenschaft?“ dokumentieren wir hiermit diese Tagung vom 19. und 20. März 2015.

Das Thema „Öffentliche Wissenschaft“ begleitet die Schader-Stiftung bis zum Großen Konvent am 20. November 2015. Auch darüber hinaus bleiben Sie eingeladen, gemeinsam mit uns zu diskutieren, unter welchen Bedingungen „Öffentliche Wissenschaft“ zu einem Erfolgsmodell werden kann, welche Erwartungen damit verbunden sind und wo die praktischen oder institutionellen Grenzen neuer Formen von Wissenschaft liegen.



Alexander Gemeinhardt
Vorsitzender des Vorstands

Donnerstag, 19. März 2015

Öffentliche Veranstaltung

- 18.00 Uhr Begrüßung
Alexander Gemeinhardt M.A., Schader-Stiftung, Darmstadt
- 18.10 Uhr Vortrag
Öffentliche Gesellschaftswissenschaften: Von der Kommunikation zum Dialog
Prof. Dr. Stefan Selke, Hochschule Furtwangen
- 18.30 Uhr Podiumsdiskussion
Perspektiven, Erfahrungen und Potenziale: Wie viel Wissenschaft braucht die Öffentlichkeit – wie viel Öffentlichkeit verträgt die Wissenschaft?
Wilm Weppelmann, freischaffender Künstler, Münster
Dr. Alexander Deppert, Darmstadt
Miira Hill, Technische Universität Berlin
Prof. Dr. Stephan Lessenich, Ludwig-Maximilians-Universität München
Moderation: *Prof. Dr. Ursula Münch, Akademie für Politische Bildung Tutzing*
- 19.45 Uhr Ende der öffentlichen Veranstaltung

Freitag, 20. März 2015

Werkstattgespräche

- 9.00 Uhr Begrüßung
Alexander Gemeinhardt M.A., Schader-Stiftung, Darmstadt
Prof. Dr. Stefan Selke, Hochschule Furtwangen
- Gesamtmoderation der Werkstatt: *Prof. Dr. Ursula Münch, Akademie für Politische Bildung Tutzing*
- 9.10 Uhr Vorträge
- Image statt Inhalt?! Auf der Suche nach Qualitätskriterien für die Wissenschaftskommunikation**
Dr. Thomas Brunotte, VolkswagenStiftung, Hannover
- Innovative Vermittlungsräume zwischen Sozialwissenschaften und Praxis**
Dr. Dagmar Simon, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB)
- DGS goes public**
Prof. Dr. Stephan Lessenich, LMU München / Deutsche Gesellschaft für Soziologie
- im Anschluss Diskussion

- 10.15 Uhr Kaffeepause
- 10.30 - 11.30 Uhr **Werkstattgespräche 1 – 4**
Von der Wissenschaft zur Praxis – Wie lässt sich Öffentliche Wissenschaft zu einem Erfolgsmodell entwickeln?
- Werkstattgespräch 1:** Was erwarten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von Öffentlicher Wissenschaft?
- Werkstattgespräch 2:** Wie öffentlich dürfen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler heute sein?
- Werkstattgespräch 3:** Wo verlassen Öffentliche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sicheres Terrain?
- Werkstattgespräch 4:** Wie lässt sich Öffentliche Wissenschaft an Hochschulen etablieren?
- 11.30 - 12.30 Uhr **Werkstattgespräche 5 – 8**
Von der Praxis zur Wissenschaft – Wie funktioniert Öffentliche Wissenschaft im Dialog mit der Praxis?
- Werkstattgespräch 5:** Wie kann Wissenschaft in Praxisfeldern mit Akteurinnen und Akteuren in Dialog treten?
- Werkstattgespräch 6:** Praxiserfahrungen mit Öffentlicher Wissenschaft – was geht, was geht nicht?
- Werkstattgespräch 7:** Wie wird Öffentliche Wissenschaft von ihren Dialogpartnern gesehen?
- Werkstattgespräch 8:** Welche vermittelnde oder begrenzende Rolle spielen die Medien?
- 12.30 Uhr Mittagspause
- 13.30 Uhr Perspektiven Öffentlicher Wissenschaft
Information, Dialog, Beteiligung – wie öffentlich kann Wissenschaft sein?
Markus Weißkopf, Wissenschaft im Dialog gGmbH, Berlin
- 14.00 Uhr Ergebnisse der Prozessbeobachtung
Fragen aus den Kleingruppen/Aussprache
- 15.45 Uhr Ausblick
Alexander Gemeinhardt M.A., Schader-Stiftung, Darmstadt
Prof. Dr. Stefan Selke, Hochschule Furtwangen
- 16.00 Uhr Ende der Veranstaltung

3

Öffentliche Veranstaltung
19. März 2015

9 **Öffentliche Gesellschaftswissenschaften: Von der Kommunikation zum Dialog**
Prof. Dr. Stefan Selke (Vortrag), Hochschule Furtwangen

15 **Podiumsdiskussion**



Öffentliche Gesellschaftswissenschaften: Von der Kommunikation zum Dialog –

Vortrag: Prof. Dr. Stefan Selke, Hochschule Furtwangen

Zunächst gilt der Schader-Stiftung Dank dafür, sich wieder einmal als „Vernetzungstempel“ für die Gesellschaftswissenschaften einzubringen. Die Stiftung bietet uns einen „geschützten Raum“ für Begegnungen und Gespräche abseits der üblichen institutionellen und disziplinären Routinen.

Dieser „geschützte Raum“ ist auch notwendig. Jedenfalls dann, wenn wir mehr erreichen wollen, als uns gegenseitig zu bestätigen, dass wir eigentlich schon immer Öffentliche Wissenschaft betreiben. Ich glaube, dass es sich lohnt, stattdessen einen zweiten Blick zu wagen, um zu klären, was Öffentliche Wissenschaft noch alles sein könnte.

Dazu erinnere ich an den Großen Konvent der Schader-Stiftung im November 2014, bei dem Uwe Schneidewind neue Narrative für die Gesellschaft der „Großen Transformation“ einforderte. Der Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist daher folgender: Für eine Wissenschaft, die einen Beitrag für diese Transformation leisten möchte, unterstützt Öffentliche Wissenschaft notwendigerweise die neuen Narrative.

Einige dieser neuen Wissenschaftsnarrative sind gerade im Angebot. Sie nennen sich z.B. Ökologie des Wissens, Transformative Wissenschaft oder New Public Social Sciences. Irgendwo in diesem Spektrum findet möglicherweise auch Öffentliche Wissenschaft statt. Allerdings gibt es dabei eine nicht zu vernachlässigende Herausforderung...

Denn Öffentliche Wissenschaft läuft ständig Gefahr, zu einer öffentlichen Nicht-Wissenschaft deklariert und damit deklassiert zu werden. Die zentrale Paradoxie Öffentlicher Wissenschaft besteht darin, dass sie zwar überaus erfolgreich darin sein kann, Öffentlichkeiten zu adressieren, zu involvieren oder sogar neue zu generieren. Gleichzeitig ist dieser Erfolg unter Umständen der Tatsache geschuldet, dass sie damit den Status einer Wissenschaft verliert und so zu einer öffentlichen Nicht-Wissenschaft wird. In anderen Worten: Erfolgreiche Öffentliche Wissenschaft ist dann zwar sehr *öffentlich* aber nur noch wenig *wissenschaftlich*.

In diesem kurzen Input möchte ich daher nach dem Korridor Öffentlicher Wissenschaft fragen. Damit ist automatisch auch die Frage nach einem passenden Wissenschaftsverständnis verbunden. Die Kernfrage lautet also: Unter welchen Bedingungen ist Öffentliche Wissenschaft möglich, die *zugleich* öffentlichkeitswirksam ist *und* als wissenschaftlich gilt?

Um diese Frage zu beantworten, zeichne ich in einem ersten Schritt kurz die Voraussetzungen Öffentlicher Wissenschaft nach und versuche damit, die wichtigsten Gemeinsamkeiten der neuen Wissenschaftsnarrative herauszuarbeiten. Im zweiten

Schritt werde ich dann zum zentralen Dilemma Öffentlicher Wissenschaft zurückkehren und dies an drei Typen Öffentlicher Wissenschaft illustrieren. Das Ergebnis wird sein, dass der Korridor einer *dialogisch* orientierten Öffentlichen Wissenschaft im Vergleich zum Umfeld einer *kommunikationsorientierten* Öffentlichen Wissenschaft letztlich nur sehr schmal ausfällt. Und damit besteht für mich die Aufgabe der Werkstattgespräche darin, gemeinsam zu überlegen, wie dieser Korridor verbreitert werden kann.

Schritt 1: Transformationsprozesse und neue Wissenschaftsnarrative

Die Anrufung neuer Narrative kann im Wesentlichen mit vier Transformationsprozessen in Zusammenhang gebracht werden:

Erstens tauchen vermehrt neue Problemlagen auf, sogenannte „wicked problems“. Damit ist ein Set „hinterlistiger“ Herausforderungen gemeint, die sich von selbst als dramatische öffentliche Angelegenheiten darstellen, weil sie die Zukunft aller Menschen betreffen. Vor diesem Hintergrund kommt es einerseits zu einer politisierenden Öffnung von Wissenschaft und andererseits zur Notwendigkeit, sich teils pathologisch wirkenden Nützlichkeitsnachweisen im Kontext von Impact- oder Public Value-Debatten zu stellen (vgl. Brewer 2013, Bastow et al 2014).

Zweitens kommt es an den Grenzen des Wissenschaftssystems zur Anerkennung außerwissenschaftlicher Modi der Erkenntnis, was sich z.B. in der Idee künstlerischer Forschung („Artistic Research“) oder anderem Grenzgängertum ausdrückt. Innerhalb des Wissenschaftssystems gibt es kritische Debatten über die „Disziplinierung durch Methoden“ (wie Saskia Sassen es ausdrückt)¹ was letztlich zur Prüfung der normativen Grundlagen und zur Neuaushandlung methodologischer Leitdifferenzen führt.

Drittens unterliegt das Mediensystem einem fundamentalen Wandel. Das betrifft z.B. auch die Formen wissenschaftlicher Publikationen. Der Rationalisierungsdruck innerhalb des Mediensystems wirkt sich unmittelbar auf die Produktionslogik der Wissenschaften aus. Kritiker sprechen von „Fast-Food-Wissenschaft“ oder (im Sinne von George Ritzer) von der McDonaldisierung der Wissenschaft.

Viertens wandeln sich die Öffentlichkeiten selbst. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler müssen lernen, mit heterogenen Ansprüchen fragmentierter Publika umzugehen, die selbst immer informierter und kritischer werden. Dies macht den Umgang mit Nicht-Wissen und Unsicherheit gerade im Hinblick auf die „wicked problems“ noch schwieriger.

Eine Reaktion auf diese Veränderungen sind die neuen Wissenschaftsnarrative. Deren Gemeinsamkeiten möchte ich im Folgenden kurz herausarbeiten.

Gemeinsamkeiten der neuen Wissenschaftsnarrative

Hierbei stehen drei Fragen im Mittelpunkt:

1. Welche Ideen sind mit den Narrativen verbunden?
2. Was bedeutet dies für die Auffassung von Disziplinarität? Und woraus ergibt sich
3. ein dialogisches Verhältnis mit Öffentlichkeiten? Ich vergleiche – exemplarisch – die Narrative über die Ökologie des Wissens, über Transformative Wissenschaft und über die New Public Social Sciences.

1. Frage: Aus welcher Grundüberlegung leiten sich die Narrative ab?

Wenn die Aussage des amerikanischen Sozialforschers Gerry Brewer stimmt, wonach die Welt zwar ihre Probleme habe, die Hochschulen aber ihre Disziplinen, dann speist

¹ Vortrag von Saskia Sassen in Cambridge: Telling Stories about law and development, 13. Februar 2015.

sich eine Ökologie des Wissens aus der Idee des disziplinären Artenschutzes. Er soll dazu dienen, das vollständige Biotop der Wissens- und Erkenntnisformen zu erhalten. Für eine Transformative Wissenschaft besteht der Ausgangspunkt des Narrativs darin, dass sich die in der Vergangenheit etablierten Entwicklungsmuster nicht als zukunfts-fähig erweisen. In einer Nebenfolgendengesellschaft wird ein revidiertes Verhältnis von Gesellschaft und Wissenschaft notwendig – und hierbei spielen soziale Innovationen und die Gesellschaftswissenschaften eine tragende Rolle.

Die Debatte über die New Public Social Sciences geht vom „intrinsischen Wert“ der Gesellschaftswissenschaften aus. John Brewer (2013) bezeichnet diese sogar als „öffentliches Gut“ („public good“). Statt den Nutzen der Gesellschaftswissenschaften in ökonomischen Kennzahlen auszudrücken, mache es mehr Sinn, deren *normativen Wert* zu bestimmen, der in der Vermittlung moralischer Einfühlsamkeit („moral sentiment“) und sozialer Empfindsamkeit („sympathetic imagination“) liege. Dieses Narrativ setzt damit eine Traditionslinie fort, die von C. Wright Mills über Martha Nussbaum bis zu Michael Burawoy (für die Soziologie) reicht.

2. Frage: Wie verändert sich dadurch das Verständnis von Disziplinarität?

Die Idee einer Ökologie des Wissens ist letztlich ein Plädoyer für eine institutionalisierte Verschiebung von ‚schwacher‘ zu ‚starker *Interdisziplinarität*‘.

Im Rahmen einer Transformativen Wissenschaft soll versucht werden, disziplinäre Engführungen aufzubrechen, um sich damit den vorhandenen Resonanzraum innerhalb der Öffentlichkeit nutzbar zu machen. Das Leitbild hierbei ist *Transdisziplinarität*. Die Anerkennung von Heterodoxie soll Anreize für Grenzgänger schaffen, die sich zwischen unterschiedlichen theoretischen und methodologischen Welten bewegen (Schneidewind und Singer-Brodowski 2014).

Das Leitbild der New Public Social Sciences ist sogar *Postdisziplinarität* – verbunden mit der Forderung, sich nicht länger in disziplinären Bunkern (Brewer) oder selbst gemachten Barrieren (Baumann) zu verstecken.

3. Frage: Woraus ergibt sich der Dialog mit der Öffentlichkeit?

Das Narrativ von der Ökologie des Wissens betont eine neue *Kommunikationskultur*, die sich am Verzicht auf privilegierte Beobachterpositionen festmacht. Um eine Monokultur des Wissens zu verhindern, sollen daher auch nicht-wissenschaftliche Akteure einbezogen werden. Diese neue Kommunikationskultur wird aber letztlich noch nach innerwissenschaftlichen Maßstäben moderiert.

Transformative Wissenschaft stellt die *Kollaboration* mit gesellschaftlich betroffenen Akteuren in den Mittelpunkt. Dabei werden nicht-wissenschaftliche Akteure durch ein Ko-Design von Forschung sowie die Ko-Produktion von Wissen in Forschungsprozesse mit einbezogen. Am Ende dieser neuen Wertschöpfungskette sollen umsetzbare Handlungsempfehlungen entstehen.

Die New Public Social Sciences fordern einen neuen Wissenstyp: öffentliches Wissen. Denn nur öffentliches Wissen sperre sich gegen kurzfristige Nutzenkalküle, unterstelle den Einbezug breiter Interessensgruppen sowie das Engagement mit Öffentlichkeiten in der Form von Dialogen.

Gemeinsamkeiten der neuen Wissensnarrative und Zwischenfazit

Allen drei Narrativen ist gemeinsam, dass die innerwissenschaftliche und die außerwissenschaftliche Doxa zwar nicht gleich gestellt, dafür aber dialogisch verbunden und verwoben werden. *In der dialogischen Integration der außerwissenschaftlichen*

Doxa wird das wichtigste Werkzeug zur strategischen Revitalisierung der Gesellschaftswissenschaften erblickt. Richard Sennett hat in einem Essay² deutlich gemacht, welche Voraussetzungen dafür notwendig sind:

- **Informelle Begegnungen:** Die Regeln der Dialoge dürfen nicht von den innerwissenschaftlichen Akteuren vorgefertigt mitgebracht werden.
- **Offenheit:** Der Zweck des Dialogs besteht nicht darin, den anderen von seiner (a priori falschen) Meinung abzubringen und zu belehren.
- **Kooperation:** Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Dialogs sind simultan Lehrer und Lernende.

Halten wir also als Zwischenfazit fest, dass die neuen Wissenschaftsnarrative gerade nicht die Idee der „Flaschenpost“ (Adorno) wachhalten, also einer Wissenschaft, die unterwegs ist, um „irgendwann“ von „irgendeinem“ Publikum „geöffnet“, d.h. genutzt zu werden. Es geht vielmehr darum, explizit und problembezogen in den *Dialog mit Öffentlichkeiten* vor Ort zu treten.

Ist das überhaupt umsetzbar? Man kann es zumindest versuchen: Im Dezember 2014 gelang es uns an der Hochschule Furtwangen, ein sogenanntes ‚Regional Centre of Expertise‘ von der United Nations University zu akquirieren. Dieses Kompetenzzentrum im Bereich ‚Bildung für Nachhaltige Entwicklung‘ ist eines von nur 5 RCEs in Deutschland und das erste und einzige in Baden-Württemberg. Im Kern dient es dazu, „wicked problems“ mit regionalem Maßstab gemeinsam mit den Akteuren vor Ort zu lösen und so vom Wissen zum Handeln zu kommen. Es verfolgt konsequent die Idee der *dialogischen Integration der außerwissenschaftlichen Doxa* und repräsentiert damit eine Synthese der neuen Wissenschaftsnarrative unter Einbezug Öffentlicher Wissenschaft, trotz aller Herausforderungen und Dilemmata. Damit komme ich zu der Herleitung des schmalen Korridors Öffentlicher Wissenschaft.

Schritt 2: Dilemmata und Typen Öffentlicher Wissenschaften

Die neuen Wissenschaftsnarrative proklamieren letztlich eine neue Wissenskultur (durchmischt, akteursbezogen, grenzüberschreitend, heterodox etc.). Die zur Anpassung an außerwissenschaftliche Logiken notwendige Transprofessionalität und Dialogfähigkeit führen jedoch zum Kerndilemma Öffentlicher Wissenschaft. Um dies zu verdeutlichen, möchte ich mit Brewer (2013: 40 ff.) drei grundlegende Wissenschaftsauffassungen in den Gesellschaftswissenschaften unterscheiden. Aus der Kombination dieser Wissenschaftsauffassungen lassen sich die unterschiedlichen Korridore Öffentlicher Wissenschaft ableiten (dies habe ich an anderer Stelle ausführlich gezeigt³).

Erstens kann unter Wissenschaftsloyalität („science-loyalism“) eine starke Orientierung an den Naturwissenschaften verstanden werden. Letztlich ‚emulieren‘ Vertreterinnen und Vertreter dieser Wissenschaftsauffassung das Programm der Naturwissenschaften, um an die Monopolisten im Feld anzuschließen.

Dies korrespondiert mit einer Form Öffentlicher Wissenschaft, die sich in akzeptanzsteigerndem Wissenschaftsmarketing oder einer professionell organisierten Wissenschaftskommunikation von ‚Ergebnissen‘ erschöpft. Hierbei werden „die“ Gesellschaftswissenschaften weiterhin als disziplinäre Einheiten vorausgesetzt. Wissen wird in das Feld des Laienpublikums „transferiert“. Kennzeichnend ist die Zusammenarbeit mit Wissenschaftsjournalistinnen und -journalisten, an die diese Aufgaben delegiert werden.

² Richard Sennett (Essay Humanism in Hedgehog Review)
vgl. http://www.iasc-culture.org/THR/THR_article_2011_Summer_Sennett.php

³ Beitrag für die Zeitschrift für theoretische Soziologie. Erscheint im Herbst 2015.

Zweitens bedeutet Wissenschaftsaffirmation („science-affirmation“) eine Einstellung, bei der die Idee der Wissenschaftlichkeit zwar unangefochten bleibt, dennoch aber grundlegende Unterscheidungen zwischen den Methoden der Natur- und denen der Sozialwissenschaften betont werden. Trotz dieser Distanzierung halten Vertreter der affirmativen Wissenschaftsauffassung weiterhin an den bekannten normativen Grundlagen fest, die verhindern sollen, dass die wissenschaftliche Beweisführung „deformiert“ wird.

Dies korrespondiert mit einer Praxis, bei der sich (prominente) Fachvertreter der Gesellschaftswissenschaften eigenständig um die Reduktion der Komplexität wissenschaftlicher Fachsprache für ein außerwissenschaftliches Laienpublikum bemühen und dies als „Über“- bzw. „Untersetzungsleistung“ für ihre Publika etikettieren. Bei den beiden zuletzt genannten Korridoren Öffentlicher Wissenschaft verändert sich das Verhältnis zwischen inner- und außerwissenschaftlichen Akteuren gerade nicht maßgeblich. Öffentliche Wissenschaft wird vornehmlich als Kommunikationsleistung aufgefasst und an eine innerdisziplinäre Doxa bzw. Perspektive geknüpft.

Schließlich kann **drittens** Wissenschaftsdistanz („science-rejectionism“) als tendenziell gegenaffirmative Wissenschaftsauffassung vorgefunden werden. Entweder findet dies in der Form der Dekonstruktion ideologischer oder postmoderner Praktiken statt oder als Fortsetzung humanistischer und/oder literarischer Traditionslinien.

Durch die Bezugnahme auf alternative Leitdifferenzen und Verfahrensrichtlinien, die sich gerade *nicht* an den üblichen Vorstellungen von Objektivität und Wertneutralität orientieren, entsteht hierbei ein Korridor für interventionistische Forschungsformen im Sinne eines gesellschaftswissenschaftlichen ‚Experimentalismus‘, eines Ko-Designs von Forschung oder einer „Praxis als Labor“ (Ulrich Beck, 1990). In diesem Korridor – so meine These – können die Leitideen der neuen Wissenschaftsnarrative im Sinne der Produktion öffentlichen Wissens praktisch umgesetzt werden.

Das zentrale Differenzkriterium, das den kommunikationsorientierten vom dialogorientierten Korridor Öffentlicher Wissenschaft abgrenzt, ist die Frage, ob es für die Produktion öffentlichen Wissens zulässig ist, von den Relevanzsetzungen der Öffentlichkeit auszugehen oder nicht. Das ist gefährlich, weil in letzter Konsequenz ein „Dialog mit Öffentlichkeiten“ immer auch die Destabilisierung stabilisierender Kategorien für die innerwissenschaftlichen Akteure bedeutet, die bislang Schutz innerhalb ihrer Disziplinen fanden. „Dialog mit Öffentlichkeiten“ benötigt also eine besondere Form von „Risikomanagement“.

Wie sieht dies ganz praktisch aus? In den Projekten, die in Furtwangen an das Regional Centre of Expertise geknüpft werden, entscheiden z.B. Schüler und Senioren, Bürger und Unternehmer, Studierende und Lehrende sowie Politiker und Medien gemeinsam über die Definition von Forschungsfragen. Wir hoffen sehr, dass dies einmal von allen Beteiligten als erfolgreiche Öffentliche Wissenschaft gesehen wird. Im Sinne von öffentlich *und* wissenschaftlich.

Dieser Input hatte ein einziges Ziel: Zu fragen, wo und wie Öffentliche Wissenschaft möglich ist, die sich signifikant vom „Outsourcing der Wissenschaftskommunikation“ oder einer „Übersetzung von Fachsprache“ unterscheidet. Das ist natürlich kein Plädoyer dafür, dass Wissenschaftskommunikation überflüssig ist. Das Gegenteil ist der Fall. Ich appelliere eher dafür, *aufbauend* auf den bereits gemachten Erfahrungen den Korridor zu verbreitern und quasi in den Schattenzonen der disziplinär normierten Methoden dialogische Öffentliche Wissenschaft zu betreiben und auch zu legitimieren.

Weil damit zahlreiche Herausforderungen verbunden sind, haben wir uns hier bei der Schader-Stiftung getroffen. In den Werkstattgesprächen wollen wir weiter nach den möglichen Korridoren Öffentlicher Wissenschaft fragen. Und wir tun dies aus zwei Perspektiven: Einerseits in einer Perspektive *von der Wissenschaft zur Praxis*. Hier lautet die Leitfrage: Wie lässt sich Öffentliche Wissenschaft zu einem Erfolgsmodell entwickeln? Andererseits von einer Perspektive, die *von der Praxis ausgehend auf die Wissenschaft* blickt: Wie funktioniert Öffentliche Wissenschaft im Dialog mit der Praxis?

Ich bin mir sicher, dass dies spannende Gespräche werden. Und ich wäre gerne gleichzeitig an allen beteiligt.

Zitierte Quellen

Bastow, Simon; Dunleavy, Patrik; Tinkler, Jane (2014): The impact of Social Sciences. How academics and their research make a difference. London: Sage.

Brewer, John (2013): The Public Value of Social Sciences. Bloomsbury.

Burawoy, Michael (2005): »For Public Sociology«. In: American Sociological Review, 4, S. 4-28.

Collins, Patricia Hill (2007): »Going Public. Doing the Sociology That Hat No Name«. In: Public Sociology. Fifteen Eminent Sociologists Debate Politics and the Profession in the Twenty-first Century. Hg. v. Clawson et al., Berkely: University of California Press, S. 101-113.

Schneidewind, Uwe; Singer-Brodowski, Mandy (2014): Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem. Marburg: Metropolis.



Perspektiven, Erfahrungen und Potenziale: Wie viel Wissenschaft braucht die Öffentlichkeit – wie viel Öffentlichkeit verträgt die Wissenschaft?

Protokoll: Johanna Volk, Schader-Stiftung

Wilm Weppelmann, freischaffender Künstler, Münster

Dr. Alexander Deppert, Darmstadt

Miira Hill, Technische Universität Berlin

Prof. Dr. Stephan Lessenich, Ludwig-Maximilians-Universität München

Moderation: Prof. Dr. Ursula Münch, Akademie für Politische Bildung Tutzing

Wie viel Wissenschaft braucht die Öffentlichkeit? Welche Möglichkeiten der öffentlichen Wissenschaft gibt es? Und schadet zu viel Öffentlichkeit der Wissenschaft? Mit diesen Fragen startete die Veranstaltung „Öffentliche Wissenschaft“ am Abend des 19.03.2015 im Schader Forum in einen zweitägigen Austausch rund um die Themen Wissenschaftskommunikation, Journalismus und Formen und Gefahren von Öffentlicher Wissenschaft.

Warum Öffentliche Wissenschaft?

Die Soziologie ist eine Wissenschaft über und für die Gesellschaft. Wie viele andere, bewegt sich auch sie innerhalb ihrer geschützten Räume, ohne direkten Bezug zu Menschen und ihren Problemdefinitionen. Besonders die Soziologie muss sich daher die Frage stellen, inwieweit sich Bürgerinnen und Bürger mit ihren Forschungsthemen identifizieren können. Was kann die Soziologie der Gesellschaft bieten? Gerade im Hinblick auf einen gesellschaftlichen Wandel?

Der Ruf nach einer Öffentlichen Wissenschaft, das heißt keinem vereinfachten masentauglichen Forschungsprodukt, sondern einer neuen Art von Wissenschaft, wird immer lauter. Die Forderungen nach neuen Wissenschaftsnarrativen begründen sich unter anderen in vier aktuellen Transformationsprozessen:

1. Massive sozioökonomische und ökologische Probleme, sogenannte „wicked problems“, betreffen die gesamte Gesellschaft und machen, aufgrund ihrer komplexen Ausgangslagen, nicht vor Disziplingrenzen Halt.
2. Außerwissenschaftliche Forschungsmethoden, wie die Idee der künstlerischen Forschung („Artistic Research“) gewinnen mehr und mehr Anerkennung. Eine Neuaushandlung von Forschungsmethodik führt zur Prüfung der normativen Grundlagen und zu neuen methodologischen Leitdifferenzen.
3. Ein dritter Transformationsprozess geschieht im Mediensystem, das sich gleichzeitig auf die Produktionslogik von Wissenschaft auswirkt. Der Rationalisierungsdruck der Medien führt dazu, dass Forschung als „Fast-Food-Wissenschaft“ publiziert wird.
4. Ein letzter Wandel findet in der Öffentlichkeit selbst statt. Öffentlichkeiten werden heterogener, informierter und kritischer. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler müssen lernen mit Unsicherheiten und Nicht-Wissen umzugehen, besonders in Hinblick auf wicked problems.

Um die genannten Transformationsprozesse verstehen und bewältigen zu können, wird ein Umdenken in den Wissenschaften nötig.

Neue Wissenschaftsnarrative als Ansatz Öffentlicher Wissenschaft

Als Reaktion auf die Veränderungen haben sich bereits drei Ansätze für neue Wissenschaftsnarrative herausgebildet: die Ökologie des Wissens, die transformative Wissenschaft und die New Public Social Sciences. Ihnen allen gemeinsam ist die Forderung nach einem revidierten Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft. Weg vom Beobachtungsposten müssen neue Kommunikations- und Dialogstrukturen außerhalb eines wissenschaftlichen Rahmens gefunden werden. Die Verbindung von inner- und außerwissenschaftlichen Denkweisen und ein Aufbrechen der starren Disziplinen – all das soll in Form einer dialogischen Transformation geschehen.

Diese Überlegungen sind angelehnt an Richard Sennett, der informelle Begegnungen ohne vordefinierte Themen als Ausgangslage für mögliche Kooperationen und dialogische Integration der außerwissenschaftlichen Strukturen sieht.

Die Frage nach den passenden Strukturen

Ein Ziel der Öffentlichen Wissenschaft ist es, eine andere Wissenskultur mit neuen Strukturen zu schaffen.

Der britische Soziologe John Brewer unterscheidet drei Wissenschaftsauffassungen innerhalb der Gesellschaftswissenschaften: die Wissenschaftsloyalität, die Wissenschaftsaffirmation und die Wissenschaftsdistanz. Erstere orientiert sich an den Naturwissenschaften und setzt die einzelnen Wissenschaftsdisziplinen als Entitäten voraus. Ihre Vertreterinnen und Vertreter ahmen letztlich das Programm der Naturwissenschaften nach, um an die Monopolisten im Feld anzuschließen. Eine „Öffentliche Wissenschaft“ findet nur im Rahmen von Wissenschaftsjournalismus statt, der die Ergebnisse für das Laienpublikum vereinfacht darstellt.

Auch die Wissenschaftsaffirmation hält weiterhin an normativen wissenschaftlichen Gütekriterien wie Distanz und Objektivität fest, trennt jedoch zwischen den Methoden der Natur- und der Sozialwissenschaften. Nach außen hin bemühen sich Fachvertreter um die Reduktion von Komplexität als Übersetzungsleistung.

Das Verhältnis von inner- und außerwissenschaftlichen Akteuren und Wissen ändert sich bei keiner der beiden Wissenschaftsauffassungen maßgeblich. Öffentliche Wissenschaft wird immer noch innerdisziplinär gedacht und die Veröffentlichung von Ergebnissen geschieht nach wie vor kommunikationsorientiert durch Wissenschaftsmarketing und -journalismus.

Im Gegensatz dazu wendet sich die Wissenschaftsdistanz gegen eine affirmative Wissenschaftsauffassung. Alternative Leitdifferenzen und Verfahrensrichtlinien orientieren sich nicht an wissenschaftlichen Grundlagen wie Wertneutralität oder Objektivität. Hier könnten die Leitideen neuer Wissenschaftsnarrative im Sinne der Produktion öffentlichen Wissens praktisch und dialogorientiert umgesetzt werden.

Das zentrale Differenzkriterium, das einen kommunikationsorientierten von einem dialogorientierten Ansatz Öffentlicher Wissenschaft abgrenzt ist die Frage, ob es für die Produktion öffentlichen Wissens zulässig ist, von den Relevanzsetzungen der Öffentlichkeit auszugehen oder nicht (vgl. Abendvortrag Selke). Der Dialog mit der Öffentlichkeit lässt kein Verstecken innerhalb der eigenen Disziplinen zu und bedeutet immer auch eine Destabilisierung der innerwissenschaftlichen Kategorien – benötigt eine Form von Risikomanagement.

Themensuche für Öffentliche Wissenschaft

Die Soziologie leitet ihre Forschungsthemen aus Phänomenen des Zusammenlebens ab. Wie eingangs schon erwähnt, schaut sie hierbei nur selten von ihrer Forschung auf, um die eigentliche Gesellschaft zur Relevanz der Themen zu befragen. Wie wäre es aber, die Gesellschaft über relevante Problemdeutungen entscheiden zu lassen, um diese dann zu erforschen? Dadurch liefe die Soziologie nicht Gefahr sich mit Problemen zu beschäftigen, die es ohne sie gar nicht gäbe.

Möglichkeit für ein solches Vorgehen bietet ein Ansatz des britischen Soziologen Michael Burawoy. Seine „Public Sociology“ bemüht sich, gesellschaftliche Fragestellungen im gemeinsamen Dialog außerhalb des universitären Rahmens zu erarbeiten. Sie unterscheidet sich damit von der Professionellen Soziologie, die ausschließlich von und für Soziologen betrieben wird. Aus der Kommunikation zwischen Öffentlichkeit und Soziologie hervorgegangen, sollte sie ebenso von der Politischen Soziologie unterschieden werden, die zwar für Probleme und Interessen ihrer Klienten (Parteien, Organisationen) forscht, aber nicht immer zum Wohle der Öffentlichkeit agiert. In der Kritischen Soziologie letztendlich sieht er die methodischen, theoretischen und philosophischen Annahmen der Professionellen Soziologie hinterfragt.

Für eine dialogische Erarbeitung gemeinsamer Fragestellungen auf Augenhöhe muss eine Basis zwischen den klassischen Soziologen und den „öffentlichen“ Soziologen geschaffen werden. Hierzu finden Formate außerhalb der Universitäten statt, z.B. in Bürgerhäusern oder Theatern, bei denen sich die Teilnehmenden durch Geschichten und Erzählungen näher kommen. Auf diese Weise können klassische Soziologinnen und Soziologen neue Herangehensweisen und Perspektiven gewinnen. Abduktives Denken kann helfen, alte Paradigmen und Trennungen aufzuheben.

Öffentliche Wissenschaft in der Praxis

In welcher (Darstellungs-)Form könnte Öffentliche Wissenschaft nun aber stattfinden? Ein Beispiel aus der Praxis ist das „Regional Centre of Expertise“ der Hochschule Furtwangen. Der Hochschule gelang es im Dezember 2014 das Projekt von der United Nations University zu akquirieren. Das „Public-Science-Lab“ dient dazu, regionale „wicked problems“ unter Einbeziehung lokaler Akteure zu behandeln. In den Projekten, die in Furtwangen an das Regional Centre of Expertise geknüpft werden, entscheiden z.B. Schüler und Senioren, Bürger und Unternehmer, Studierende und Lehrende sowie Politiker und Medien gemeinsam über die Definition von Forschungsfragen (vgl. Abendvortrag Selke). Das „Regional Centre of Expertise“ verfolgt konsequent die Idee der dialogischen Integration außerwissenschaftlicher Akteure und repräsentiert damit eine Synthese der neuen Wissenschaftsnarrative unter Einbezug Öffentlicher Wissenschaft.

Relevante Fragen außerhalb von wissenschaftlichen Räumen und Themen suchte sich auch das von Wilm Weppelmann initiierte Projekt „Die Stadt fragt“ heraus. Im Zuge des Projekts konnten die Bürgerinnen und Bürger der Stadt Münster Fragen und Gedanken an ihre Stadt und Mitbürger äußern. Studierende der Soziologie druckten die gesammelten Fragen anschließend auf große Leinwände und hängten sie, unabgesprochen mit Stadt oder Bürgern, bei Nacht in der Stadt auf. Die unübersehbaren Statements griffen gesellschaftliche Fragen der Stadt künstlerisch auf, trugen sie hinein und warfen sie in die Stadt zurück. Denn Ursprung jeder Wissenschaft sind die Frage und das Staunen, so Weppelmann, Künstler und Initiator des Projekts.

Ähnlich wie die Münster Bürger bei „Die Stadt fragt“ eine „Rückreflexion“ erfahren haben, indem sie aktiviert wurden ihre Anliegen zu äußern um dann durch die Plakate

selbst mit ihnen konfrontiert zu werden, werden den Wissenschaftlern beim Science-Slam ihre Fragen durch die Öffentlichkeit zurückgeworfen.

Der Science Slam

Eine aktuelle Form von öffentlichem Wissensaustausch ist der Science-Slam – ein Veranstaltungsformat, bei dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Forschungsergebnisse vor einem Publikum präsentieren. Trotz aller anfänglichen Schwierigkeiten, Wissenschaftler auf die Bühne zu bewegen, findet das Format großen Anklang bei Teilnehmenden und Zuschauern. Die Rolle des Publikums ist dabei nicht ganz unwesentlich, da es die präsentierte Forschung bewerten soll. Die Wissenschaftler auf der Bühne suchen daher das Wohlwollen und die Akzeptanz ihres Publikums. Diese (wissenschafts-)fremde Präsentationslogik kann dadurch Auswirkungen auf die eigentliche Wissenschaft haben, indem die Wissenschaftlerin bzw. der Wissenschaftler Gefahr läuft, Forschungsthemen extra für die Öffentlichkeit zu generieren. Welche Rolle spielt also das Publikum und die Öffentlichkeit bei Öffentlicher Wissenschaft?

Öffentliche Nicht-Wissenschaft

Das Kerndilemma der Öffentlichen Wissenschaft ergibt sich aus ihren eigenen Forderungen nach neuen Wissenskulturen durch Transprofessionalität und Dialogfähigkeit. Wissenschaft erfährt eine Deklassierung, sobald sie erfolgreich öffentlich wird. Als „Populärwissenschaft“ wird ihr die Relevanz abgesprochen – sie verkommt zu einer „Öffentlichen Nicht-Wissenschaft“. (vgl. Abendvortrag Selke)

Diese Entwicklung geht einher mit dem Reputationsverlust von Wissenschaft durch ihre „massentaugliche“ Veröffentlichung. Nach wie vor baut eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere auf guter Forschung und ihrer Platzierung in Peer Review Journals auf. Ähnlich wie die Lehre ist die Präsentation von Forschungsergebnissen vor einem Laienpublikum mit wenig Reputation versehen. Die Wertschätzung von Wissenschaftskommunikation ist bisher durch nur einen, akademisch relevanten Preis gegeben – dem Kommunikator Preis. Ein Ansatz der HU Berlin versucht das Ansehen von Wissenschaftskommunikation mit einem neuen Bewertungssystem zu ändern. Für einen Auftritt beim Science-Slam kann man dort Credit-Points erhalten. Im Bereich der Soziologie muss jedoch auch unter den Soziologen selbst eine Grundsolidarität gegenüber Öffentlicher Wissenschaft herrschen und die hierarchische Unterscheidung zwischen „Professioneller“ und „Öffentlicher“ Soziologie aufgegeben werden.

Öffentliche Wissenschaft muss gelernt und gelehrt werden. Nur dann können dauerhaft Bezüge zur Praxis hergestellt werden und die Frage, ab welchem Grad der Öffentlichkeit Forschung an Relevanz verliert, könnte sich erübrigen.

4

Workstattgespräche 20. März 2015

20 **Vorträge**

*Image statt Inhalt?! Auf der Suche nach Qualitätskriterien für die
Wissenschaftskommunikation*

Dr. Thomas Brunotte, VolkswagenStiftung, Hannover

Innovative Vermittlungsräume zwischen Sozialwissenschaften und Praxis

Dr. Dagmar Simon, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB)

DGS goes public

*Prof. Dr. Stephan Lessenich, LMU München / Deutsche Gesellschaft für
Soziologie*

25 **Diskussion und Aussprache**

27 **Vortrag**

Information, Dialog, Beteiligung – wie öffentlich kann Wissenschaft sein?

Markus Weißkopf, Wissenschaft im Dialog gGmbH, Berlin

29 **Workstattgespräche**

46 **Ergebnisse der Prozessbeobachtung**



Image statt Inhalt?! Auf der Suche nach Qualitätskriterien für die Wissenschaftskommunikation

Vortrag: Dr. Thomas Brunotte, VolkswagenStiftung, Hannover

Mit dem Workshop „Image statt Inhalt?“, der am 30. Juni und 1. Juli 2014 in Schloss Herrenhausen in Hannover stattgefunden hat, hat sich die VolkswagenStiftung auf die Suche nach Qualitätskriterien für die Wissenschaftskommunikation begeben. Ziel dieser Veranstaltung war es, gemeinsam mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Vertreterinnen und Vertretern der Wissenschaftsorganisationen sowie Hochschul- und Wissenschaftskommunikatorinnen und -kommunikatoren in einen Dialog zu kommen.¹ Anlass war der Ende des Jahres 2013 erschienene Denkanstoß² des sogenannten „Siggenger Kreises“ sowie dessen „Leitlinien für gute Wissenschaftskommunikation“³ und das sogenannte Akademienpapier „Zur Gestaltung der Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien“⁴, das von den führenden deutschen Wissenschaftsorganisationen zu diesem Thema verfasst worden ist.

Dass in der Wissenschaftskommunikation die Image- und Reputationskommunikation zunehmend mehr an Bedeutung gewinnen, ist ein Trend, der sich in vielen Bereichen des Wissenschaftssystems beobachten lässt. Insbesondere kann man dies auch für die innerwissenschaftliche, eigentlich auf Erkenntnis und Wahrheitsfindung hin orientierte Forschungskommunikation sagen. Verstärkt wird diese Entwicklung durch den hohen Publikationsdruck, der auf Wissenschaftlern lastet, sowie die wachsende Notwendigkeit, in einem wettbewerblichen Rahmen Drittmittel für die eigene Forschung einzuwerben. Die Suche nach Aufmerksamkeit wird so auch zur Strategie beim Kampf um (finanzielle) Ressourcen für die Wissenschaft.

Eine Möglichkeit, dieser Entwicklung entgegenzuwirken ist, Qualitätsstandards und -kriterien für die Wissenschaftskommunikation zu etablieren, die dabei helfen, die eigentliche Aufgabe der Wissenschaftskommunikation, die Vermittlung von Erkenntnis und Wahrheit, wieder in den Fokus zu nehmen. Und dies auf allen Ebenen der Wissenschaftskommunikation, nämlich innerhalb der Wissenschaft im Forschungsprozess, aber auch bei der in den Medien geführten Kommunikation über Wissenschaft sowie der Kommunikation aus der Wissenschaft heraus (z.B. in der Wissenschafts-PR). Zur Etablierung solcher Qualitätsstandards wollte die Veranstaltung der Volkswagen-

1 Eine ausführliche Dokumentation der Veranstaltung findet sich hier:
<http://www.volkswagenstiftung.de/index.php?id=2644>

2 <http://www.bundesverband-hochschulkommunikation.de/service/empfehlungen-und-handreichungen/siggenger-kreis/siggenger-denkanstoss-2013/>

3 <http://www.bundesverband-hochschulkommunikation.de/service/empfehlungen-und-handreichungen/siggenger-kreis/siggenger-aufruf-die-leitlinien-2014/>

4 http://www.leopoldina.org/uploads/tx_leopublication/2014_06_Stellungnahme_WOeM.pdf

Stiftung einen Impuls geben. Lösungsansätze wurden unter anderem bei der Reduktion, Fokussierung und Professionalisierung der Wissenschafts-PR gesehen; aber auch bei der Verbesserung der Arbeitsbedingungen und Vernetzung von Wissenschaftsjournalistinnen und -journalisten, die viel zu oft unter hartem ökonomischen Druck arbeiten müssen. Innerhalb der Wissenschaft sollte die Wissenschaftskommunikation mit der fachlichen Ausbildung verzahnt werden, um so eine „geöffnete Wissenschaft“ zu entwickeln, die offen ist für Fragen und Impulse aus Öffentlichkeit und Gesellschaft.

„Geöffnete Wissenschaft“ kann auch ein Arbeitsbegriff sein, um sich dem Gegenstand der Tagung „Öffentliche Wissenschaft“ anzunähern.

Die VolkswagenStiftung bietet mit einem neuen Förderangebot einen Lösungsansatz, der gleichermaßen Impulse aus Öffentlichkeit und Gesellschaft in die Wissenschaft hineinträgt und wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn verspricht. Die Förderinitiative „Wissenschaft und Datenjournalismus“⁵ soll kleine, kooperative Forschungs- bzw. Rechercheprojekte zwischen Wissenschaftlern und Datenjournalisten anregen, bei denen beide Seiten inhaltlich und methodisch (z.B. bei der Entwicklung und Anwendung statistischer Verfahren oder Programmen zur Auswertung komplexer Datenbanken) voneinander lernen können. Die Kooperationen dienen dabei auch als Begegnungs- und Kommunikationsräume zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit.

⁵ Informationen zum Förderangebot: <http://www.volkswagenstiftung.de/datenjournalismus.html>

Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Praxis: eine Ko-Produktion von Wissen

Vortrag: Dr. Dagmar Simon, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung

Der Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung ist nichts anderes als die Gesellschaft selbst. Zuweilen gewinnt man den Eindruck, dass diese Nähe zum Forschungsgegenstand besondere Ambivalenzen bzw. eine Distanz bei den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gegenüber der gesellschaftlichen Praxis hervorruft. Darüber hinaus ist kein einheitliches Verständnis vom Wissenstransfer eben in diese Praxisbereiche anzutreffen noch sind Formate, Kriterien und Adressaten klar definiert. Existierende Kennzahlen und Formate aus den Natur- und Technikwissenschaften (Patente, Lizenzen, Einwerbungen von Drittmitteln aus der Wirtschaft, Ausgründungen etc.), die sich insbesondere auf dem Aspekt der wirtschaftlichen Verwertung von wissenschaftlichen Erkenntnissen beziehen, sind für die Sozialwissenschaften nur sehr begrenzt nutzbar, da in der Regel keine technischen Artefakte produziert werden und auch die Zielgruppen heterogener sind: es geht auch um den öffentlichen Sektor und den Non-Profit-Sektor (zivilgesellschaftliche Akteure, Verbände etc.). Sozialwissenschaften erzeugen „Orientierungswissen“ bzw. „Interpretationswissen“ und weniger „Verfügungswissen“. Dies verwundert auch nicht, da das Reputationssystem, das über Erfolg in der Wissenschaft einschließlich der Karrierewege entscheidet, in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen in der Regel Wissenstransfer nicht honoriert. Dennoch findet in einem erstaunlichen Ausmaß dieser Transfer in unterschiedliche gesellschaftliche Praxisbereiche statt, oft mit einem time lack, so dass sozialwissenschaftliches Wissen als solches nicht mehr erkennbar ist bzw. Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler bspw. in Unternehmen oder Kommunalverwaltungen beraten, diese Praxis aber im offiziellen disziplinären Diskurs keine oder nur eine marginale Rolle spielt. Auch die Forschungspraxis zeigt, dass Institute, die sowohl Grundlagenforschung als auch Wissenstransfer betreiben, äußerst selten anzutreffen sind. Im deutsch-US-amerikanischen Vergleich wird deutlich, dass ähnliche Problemlagen (starke Trennung der Systeme) anzutreffen sind, aber amerikanische Universitäten flexible Instrumente einsetzen, um einen Transfer besser gewährleisten zu können (Austauschprogramme Wissenschaft und Gesellschaft, „Professorships-in-Practice“ und Matrixstrukturen).

Aus der Innovationsforschung ist seit langem bekannt, dass Wissenstransfer nicht als ein linearer Prozess von der Grundlagenforschung bis zur Produktentwicklung verläuft, sondern als ein interaktiver, wechselseitiger und rückgekoppelter Prozess zwischen Wissenschaft und Praxis. Ein erfolgreicher Transfer setzt voraus, dass gesellschaftliche Fragestellungen und Forschungsinteressen aus Sicht der Praxis bereits am Anfang in ein Projekt integriert werden. Von diesen Erkenntnissen ausgehend hat das Team der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik des Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Dr. Dagmar Simon, Prof. Andreas Knie, Dr. Anna Froese, Nathalie Mevissen, Julia Böttcher) sich vorgenommen, „Social Innovation Co-labs“ selber zu bauen, um gewährleisten zu können, dass eine „co-production of knowledge“ zwischen heterogenen Akteuren aus Wissenschaft und Praxis beobachtet und folgende Fragen beantwortet werden können: Wie verlaufen die Wissensgenerierungsprozesse? Wie unterscheiden sie sich von klassischer Forschung? In welchen Governance- und Organisationsformen können diese Formate funktionieren und sich eignen, typische Hemmnisse des Wissenstransfers zu überwinden und zu robusten Transferergebnissen zu führen? In einem ersten Workshop, der im Zusammenhang der Tagung „Öffentliche Wissenschaft“ der Schader-Stiftung stattfand, konnten wichtige, aktuelle und sich eignende Themenfelder aus den Sozialwissenschaften gemeinsam eruiert werden.



DGS goes public: Soziologie als Öffentlichkeitsarbeit

Vortrag: Prof. Dr. Stephan Lessenich, Ludwig-Maximilians-Universität München

In seinem mittlerweile gleichsam klassisch gewordenen Plädoyer „For Public Sociology“ aus dem Jahr 2005 stellte der damalige Vorsitzende der International Sociological Association (ISA) Michael Burawoy die beiden für das wissenschaftliche Selbstverständnis der Soziologie entscheidenden Fragen: „For whom and for what do we pursue sociology?“

Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) hat auf diese beiden Fragen zuletzt eine institutionelle Antwort gegeben – in Form des Programms *DGS goes public*, mit dem nicht nur die Öffentlichkeitswirksamkeit der Soziologie gestärkt, sondern auch ein Beitrag zur Koproduktion von sozial relevantem Wissen zwischen Wissenschaft und „Gesellschaft“ geleistet werden soll.

Wofür betreiben wir eigentlich Soziologie, wofür ist Soziologie gut? Die Soziologie produziert vor allen Dingen Problematisierungswissen: Sie problematisiert gesellschaftliche „Normalität“, sie stellt die vermeintliche Selbstverständlichkeit und Unvermeidbarkeit einer je historisch-konkreten Einrichtung gesellschaftlicher Verhältnisse in Frage. Sie macht die Kontingenz dieser Verhältnisse bewusst: es musste nicht so kommen, wie es kam, und es könnte daher auch anders werden, als es ist. Norbert Elias hat Soziologinnen und Soziologen in diesem Sinne als „Mythenjäger“ bezeichnet: Sie stellen Fragen, säen Zweifel, verbreiten Ungewissheit. Oder, um auch die positive Seite dieser Jagd zu betonen: Soziologen sind Alternativensammler. Sie regen das Denken an, sie zeigen Möglichkeiten auf, sie fordern die soziale Imagination und Kreativität heraus.

Aber die soziale Imagination und Kreativität – von wem? *Für wen* betreiben wir eigentlich Soziologie, für wen ist unser Wissen gut? Die Antwort auf diese zweite Frage ergibt sich unmittelbar aus jener auf die erste: Als Problematisierungswissenschaft ist die Soziologie strukturell auf die Kommunikation mit der gesellschaftlichen Öffentlichkeit (bzw. mit gesellschaftlichen Teilöffentlichkeiten) angelegt. Prinzipiell kann sie dabei zwei sehr unterschiedlichen Kommunikationsmodellen folgen: Das Informations-Modell setzt auf monologische, gewissermaßen selbstbezügliche Wissensproduktion und den Transfer dieses Wissens an ein Publikum, wohingegen das Interaktions-Modell eine dialogische, auf Austausch mit der Öffentlichkeit angelegte, Wissensproduktion verfolgt und damit – über diesen Austausch vermittelt – auf die Transformation von gesellschaftlichen Wissensbeständen zielt.

DGS goes public steht für eine dialogische, interaktive, transformative Konzeption der Produktion wissenschaftlichen Wissens. Die Programmatik einer „öffentlichen Soziologie“ geht davon aus, dass Produktion und Vermittlung wissenschaftlichen Wissens formäquivalent sein müssen, dass also eine dialogische Wissensvermittlung eine dialogische Wissensproduktion voraussetzt: Nur durch diesen Gleichklang ist die Mög-

lichkeit gegeben, dass Wissenschaft an gesellschaftliche Problematisierungen anzuschließen vermag – und umgekehrt gesellschaftliche Akteure auch Anschluss finden an wissenschaftliche Problematisierungen.

Public sociology lebt insofern von einer akademischen Wissenschaft, die grundsätzlich und von Beginn an reflexiv und dialogisch verfährt – eine Verfahrensweise, die Burawoy spezifisch einer *critical sociology* zuschreibt. Kritische und öffentliche Soziologie stehen so gesehen in einer Wahlverwandtschaft zueinander, deren Belebung das Programm *DGS goes public* zu fördern trachtet.



Diskussion und Aussprache 20. März 2015

Protokoll: Tyll Birnbaum, Schader-Stiftung

Im Anschluss an die Vorträge von Thomas Brunotte, Dagmar Simon und Stephan Lessenich gab es im Plenum die Möglichkeit, Rückfragen zu stellen oder Ergänzungen vorzunehmen. Moderiert wurde diese offene Diskussion von Ursula Münch.

Die Rolle der Soziologie als Produzent gesellschaftlichen Problematisierungswissens mit der Aufgabe, Ungewissheit zu produzieren und gleichzeitig Alternativen zu konkreten Verhältnissen anzubieten, findet Zustimmung. Allerdings ist es wichtig, diese Disziplin nicht als reine Problemwissenschaft darzustellen. Sie muss auch fähig sein, Sicherheiten zu geben, so ein Teilnehmer.

Ein weiterer Punkt war die Frage nach den Fördermechanismen im Wissenschaftssystem: Ist es tatsächlich so, dass das Erkenntnisinteresse in der Forschung nur an zweiter Stelle steht und es primär darum geht, den Kampf um Geldmittel für sich zu entscheiden? Ist gar ein Autonomieverzicht der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu erkennen, indem sie sich an Geldquellen orientieren müssen? Für Thomas Brunotte ist dies zu großen Teilen der Fall. Das Wissenschaftssystem ist durch einen Überlebenskampf der Mitglieder gekennzeichnet. Allerdings mahnt Dagmar Simon an, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen: Es gibt bislang keine soliden Erkenntnisse, ob, so wie vermutet, durch befristete Verträge die Disziplinen tatsächlich verkümmern.

Weitere Fragen widmen sich dem Verhältnis von Öffentlichkeit und Wissenschaft: Ist Grundlagenforschung zu Krebs bereits Public Science, weil sie per se der Gesellschaft dient? Inwiefern sollen Erkenntnisse aus der Wissenschaft zum Beispiel auf dem Feld der Politik verwendet werden? Sind diese Erkenntnisse überhaupt realisierbar? Öffentlichkeitsarbeit ist eine strategische Kommunikation, die darauf ausgerichtet ist, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, so der Beitrag eines Teilnehmers. Ob dies gelingt, ist dabei eine Macht- und Ressourcenfrage. Die Machtkonstellation bestimmt im wissenschaftlichen Feld die Themen. Förderlich für das Anliegen der Tagung zu Öffentlicher Wissenschaft wären aber Themen, die auch in der Alltagswelt relevant sind, so die Meinung. Ein anderer Teilnehmer mahnt ebenfalls an, dass eine Wissenschaft ohne Dialog universitär bleibt. Damit Öffentliche Wissenschaft funktionieren kann, muss man sich von dem affirmativen Gestus verabschieden, der belehrend und mit erhobenem Zeigefinger auftritt und der Zivilgesellschaft zeigt, wie es richtig geht. Es gilt außerdem zu bedenken, dass man das Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft nicht simplifizieren darf: Es ist nicht der Fall, dass die Öffentlichkeit ein Problem hat und darauf wartet, dass die Wissenschaft dies erkennt und eine Lösung erarbeitet. Vielmehr stellen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Angebote bereit, auf die zugegriffen werden kann. Dies geschieht bisher allerdings zu selten. Die Ausnahme sind Institute, die der Politik nahe stehen und so für eine Verwertung der Ergebnisse sorgen können. Grundlagenforschung aber findet nach wie vor ohne öffentliche Debatte statt.

Weiterhin wurde festgestellt, dass der gesellschaftliche Wandel nicht nur ein Thema der Sozialwissenschaften darstellt. Die Naturwissenschaften arbeiten beispielsweise im Rahmen von Projekten und bei der Entwicklung von Produkten längst mit der Praxis zusammen. Entscheidend dafür ist ein funktionierender Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis. Ein Teilnehmer sieht in der digitalen Publikation die Chance für einen solchen erfolgreichen Wissenstransfer.

Als Fazit der Diskussion bleibt festzustellen, dass eine diffuse Unsicherheit im Umgang mit den Begrifflichkeiten herrscht. Die Wissenschaft ist immer auch in Disziplinen unterteilbar und die Öffentlichkeit in Zielgruppen. Der Dialog zwischen diesen beiden Parteien ist notwendig und wichtig. Konkrete Umsetzungsstrategien sind jedoch erst in der Entstehungsphase und müssen weiter verfolgt werden. Ein Teilnehmer stellt außerdem während der Vorträge samt anschließender Diskussion ein thematisches Ungleichgewicht zugunsten der Wissenschaft fest. Für eine gelingende Öffentliche Wissenschaft müssen allerdings beide Seiten in einem Gleichgewicht stehen. Die Bereitschaft eine Öffentliche Wissenschaft zu fördern ist bei allen Beiträgen vorhanden. Allerdings gibt es keine Ansätze, die nicht in anderen Zusammenhängen bereits aufgetaucht sind.

Information, Dialog, Beteiligung – Wie öffentlich kann Wissenschaft sein?

Vortrag: Markus Weißkopf, *Wissenschaft im Dialog, Berlin*

Was bedeutet eigentlich „Öffentliche Wissenschaft“? Eine eindeutige Definition des Begriffs gibt es wohl nicht. Schon Heinz Haber, Physiker, populärwissenschaftlicher Fernsehmoderator und Mitbegründer der Zeitschrift *Bild der Wissenschaft*, nutzte diesen Begriff im Jahr 1969. Er verband damit hauptsächlich die Information der Bevölkerung über wissenschaftliche Themen. Aber ich denke, dass sein Verständnis wohl nicht das trifft, was wir hier und heute darunter verstehen. Die Soziologin und Kulturwissenschaftlerin Caroline Robertson-von Trotha hat 2011 „Öffentliche Wissenschaft“ als transdisziplinären Diskurs mit der Gesellschaft definiert – und klar gegenüber dem Wissenschaftsjournalismus und der Wissenschafts-PR abgegrenzt. Um nun noch einen weiteren Begriff in die Runde zu werfen: Ich sehe mich als Vertreter der Wissenschaftskommunikation, die aus meiner Sicht sowohl die PR als auch die Öffentliche Wissenschaft wie hier beschrieben umfasst.

Damit wir – trotz schwieriger Begriffsklärung – prinzipiell über dasselbe reden, möchte ich zunächst auf die verschiedenen Möglichkeiten eingehen, wie Wissenschaft und Öffentlichkeit miteinander in Kontakt treten können. **Erstens** gibt es den „klassischen“ Weg über die Medien: Eine Pressemitteilung wird herausgegeben, ein Interview geführt und dies ist dann in den traditionellen Medien wie Fernsehen, Zeitungen oder Radio zu sehen, zu hören oder zu lesen. Der Vorteil dieses Weges liegt in der hohen Reichweite dieser Medien sowie in der Einordnung und Bewertung der Informationen, die – zumindest in den Medien mit einem gewissen Qualitätsanspruch – stattfinden. Ein **zweiter Weg** ist die direkte Information der Bevölkerung durch die Wissenschaft. Die „Öffnung des Elfenbeinturms“, die insbesondere mit dem PUSH-Memorandum 1999 in Gang kam, brachte unter anderem Lange Nächte, Kinderunis und Science Slams mit sich, die Bürgerinnen und Bürger über Wissenschaft informieren, aber auch dafür begeistern wollen. Dieser Weg ermöglicht dem Publikum oft den direkten Kontakt mit der Wissenschaft und den Wissenschaftlern selbst. Aber trotz immer noch steigender Besucherzahlen können wir damit kein Massenpublikum erreichen und selten jene, die gemeinhin als bildungsfern bezeichnet werden. Dies gelingt auch nicht durch die vielfältigen Magazine der Hochschulen und Institutionen und nur begrenzt über Social Media. Und: Die Informationen, die über diesen Weg das Publikum erreichen sind immer institutionengebunden bzw. potenziell interessengeleitet und ungefiltert.

Doch der direkte Draht der Wissenschaft zu den Bürgern – ohne den Umweg über die klassischen Medien – hat auch einen Vorteil: Und dieser bringt uns zum **dritten Weg**, um den es hier hauptsächlich gehen soll. Er macht den Dialog mit und die Beteiligung der Bürger an Wissenschaft und Forschung möglich.

Dabei möchte ich zwei Bereiche unterscheiden, in denen Wissenschaft, Forschung und Bürger zusammenarbeiten können: Die Forschungsprojekte eines Wissenschaftlers oder einer Arbeitsgruppe auf der einen, sowie übergeordnete Fragestellungen, mit denen ganze Fachgebiete, Wissenschaftsbereiche, Akademien oder Ministerien beschäftigt sind, auf der anderen Seite.

In Forschungsprojekten können Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an verschiedenen Stellen des Forschungsprozesses den „Open Science“ genannten Ansatz umsetzen. Open Science will den wissenschaftlichen Prozess im Idealfall von der ersten Idee bis zur Publikation öffnen, um diesen möglichst transparent und für alle zugänglich und nutzbar zu machen. Der knappen Zeit geschuldet, will ich hier nur zwei Beispiele nennen, wie und wo das funktionieren kann. Die Crowdfunding-Plattform Sciencestarter (www.sciencestarter.de) bietet Forschungsprojekten die Möglichkeit, über viele Kleinförderer unterstützt und finanziert zu werden. Die Unterstützer bringen sich dabei oftmals auch inhaltlich ein und geben Feedback zu dem Projekt. Als Dankeschön beziehen die

Wissenschaftler ihre Unterstützer auf verschiedene Arten in das Projekt ein, sei es zum Beispiel durch regelmäßige Updates zum Verlauf des unterstützten Projekts, ein Treffen oder eine Namensnennung. Eine andere Möglichkeit, Bürgerinnen und Bürger an eigenen Forschungsprojekten zu beteiligen, ist die sogenannte Citizen Science. Hier arbeiten Bürger derzeit hauptsächlich bei der Datengenerierung und der Datenanalyse mit. Sie beobachten Schmetterlinge oder die Lichtverschmutzung in Städten oder sie analysieren Teleskopaufnahmen, um Galaxien einzuordnen. Die derzeit bekanntesten Projekte in Deutschland finden Sie übrigens auf unserer Plattform www.buergerschaffenwissen.de. Sie sehen, es gibt bereits vielfältige Ansätze, die Öffentlichkeit in die eigene Forschung einzubeziehen – und Wissenschaft auf diese Weise öffentlich zu machen.

Auch für den anderen Bereich, die Beteiligung der Bürger an übergeordneten Fragestellungen, etwa zur Erforschung und zum Einsatz neuer Technologien wie Fracking oder zu deren moralischen, ethischen und gesellschaftlichen Aspekten, gibt es einige Beispiele. Ein prominentes ist sicherlich der Bürgerdialog des Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), der von 2011 bis 2013 die Zukunft der Energie-, Medizin- und Demografieforschung behandelte. Aus meiner Sicht ein gutes Pilotprojekt, wenn auch die Frage nach der Verwendung der Ergebnisse – den von den Beteiligten formulierten Handlungsempfehlungen – nicht wirklich zufriedenstellend geklärt war. Ob eine wirkliche Beteiligung stattfindet, hängt maßgeblich mit dem Mandat bzw. dem Auftrag zusammen, der im Rahmen des Projektes vergeben wurde. Da die Verwertung der Ergebnisse oft unklar ist, konzentriert sich Wissenschaft im Dialog derzeit auf Veranstaltungsformate, die eine Konsultation der Bürger verfolgen. Dies kann zum Beispiel in Fishbowl-Diskussionen, World Cafés, Barcamps oder Hack Days geschehen. Eine Beteiligung an Entscheidungen zu wissenschaftlichen Fragestellungen im nationalen Rahmen ist noch nicht in Sicht – und in vielen Fällen ist auch noch nicht geklärt, wie diese aussehen könnte und ob sie wünschenswert ist.

Bevor ich nun zum Schluss komme, noch ein Wort zu den Geistes- und Sozialwissenschaften: Sind diese denn bezüglich der Kommunikation von den Natur- und Technikwissenschaften grundsätzlich zu unterscheiden? Ich glaube nicht. Natürlich gibt es hier kaum kontroverse neue Technologien, die ihnen entspringen wie etwa die Gentechnik oder das Fracking. Dafür gibt es andere diskussionwürdige Themen und eben viele Bereiche, die – gerade in der Soziologie – sehr nahe an der Lebenswirklichkeit der Menschen sind. Ich denke da zum Beispiel an Themen wie Soziale Innovationen, Kriminalität oder das Zusammenleben der Generationen.

Zusammenfassend will ich sagen, dass die Wissenschaftskommunikation zunehmend ihren Fokus auf den Dialog und die Beteiligung legt und dass darin auch eine große Chance für die Wissenschaft selbst liegt. Dies stellt uns jedoch auch vor neue Herausforderungen: Welches sind geeignete Formate, um Bürgerinnen und Bürger zu involvieren? Wann ist es möglich und sinnvoll, Entscheidungsprozesse unter Einbeziehung der Öffentlichkeit durchzuführen und wer erteilt wem das Mandat dazu? Und wie schaffen wir es, Wissenschaftler für diese Aufgaben zu qualifizieren und zu motivieren?

Gleichzeitig sollten wir die anderen Wege nicht vernachlässigen, die hauptsächlich der Information der Öffentlichkeit dienen. Um ein nachhaltiges Modell einer guten Wissenschaftskommunikation, bzw. einer Öffentlichen Wissenschaft zu generieren, benötigen wir alle Ebenen der Kommunikation – Informationen über Medien und über die Wissenschaftsorganisationen direkt, sowie Dialog und Beteiligung. Sie alle erfüllen unterschiedliche Aufgaben und dienen doch demselben Ziel: In einer immer komplexer werdenden Welt, die auf dem Weg in eine Wissenschaftsgesellschaft ist, wollen wir mündige Bürger, die Interesse an Wissenschaft und Forschung zeigen und sich aktiv in deren Belange einbringen.

Werkstattgespräch 1: Was erwarten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler von Öffentlicher Wissenschaft?

Moderation: Dr. Kirsten Mensch, Schader-Stiftung

Prozessbeobachtung: Prof. Dr. Gabriele Abels, Eberhard Karls Universität Tübingen

Bericht und Protokoll: Tyll Birnbaum und Dr. Kirsten Mensch

Als Ausgangspunkt der Diskussion steht die Frage: Wissenschaft für und mit der Praxis – geht das überhaupt? Ist dieser Zustand erwünscht und was bedeutet er für das Wissenschaftsverständnis?

Als positive Antwort nennt ein Teilnehmer Workshops, an denen Bürgerinnen und Bürger teilnehmen und produktiv arbeiten. Partizipative Verfahren ermöglichen eine sinnvolle Auseinandersetzung, weil während dieser Prozesse Problemlagen explorativ erfasst werden können. Formate wie der Science-Slam funktionieren ebenfalls dialogisch, indem die Vortragenden direkte Kritik aus dem Publikum aufnehmen und in ihre Arbeit integrieren können. Instrumente wie diese sprechen eine breite Öffentlichkeit an und sind dadurch häufig auf einem niedrigen wissenschaftlichen Niveau, erscheinen aber durch ihre Dialogfunktion legitim. Gegen den Einsatz solcher Formate spricht, dass es keine empirisch gestützte Untersuchung gibt, die einen Lerneffekt bei den Teilnehmenden belegt.

Ergänzt wird der Beitrag durch das Beispiel der Ornithologie, einer wissenschaftlichen Disziplin, die ihren Umfang nicht ohne die große Zahl an Hobbyornithologen, die freiwillig ihre Ergebnisse zur Verfügung stellen, leisten könnte. Diese Arbeit stellt nicht nur bloßes Sammeln von Daten dar, sondern fungiert als Bestimmungsarbeit und somit als wissenschaftlicher Beitrag. Eine deutliche Grenze zwischen Datenerhebung und Öffentlicher Wissenschaft ist an dieser Stelle allerdings schwer zu ziehen.

Was ist Öffentliche Wissenschaft?

Schnell entstand auf Basis dieser Beispiele eine Diskussion darüber, was Öffentliche Wissenschaft überhaupt ist. Partizipative Verfahren, so die eine Meinung in der Runde, sind nicht automatisch als Öffentliche Wissenschaft zu verstehen. Entscheidend ist es, eine dialogische statt einer monologischen Kommunikation zu nutzen, wobei schon die Wissensproduktion, nicht etwa nur die Wissensvermittlung dialogischen Ansprüchen mit der Öffentlichkeit genügen soll. Andere vertreten die Ansicht, dass bereits das Befragen von Personen im Rahmen von Forschungen ein Herstellen von Öffentlichkeit darstellt. Das Letztere entspricht sicherlich nicht dem in der Runde geäußerten Anspruch, dass Öffentliche Wissenschaft „etwas mit uns macht“, die Forschungsansätze und -inhalte also verändert. Ein solch „hoher Anspruch“, so eine Teilnehmerin, kann aber nicht als Blaupause für die Wissenschaft gelten. Denn die Wissenschaft braucht auch Kreise für sich.

Zudem ist zu bedenken: Die Wissenschaft ist als Ganzes nur schwer zu fassen, weil sie sich in unterschiedliche Disziplinen aufteilt, die jede für sich eigene Schwerpunkte und Verfahren entwickelt haben. Hinzu kommt, dass das Interesse an Wissenschaft ebenfalls nach Disziplinen unterteilt ist. Ein Vorschlag lautet also, Diversitäten und Differenzen innerhalb der Wissenschaft deutlicher zu zeigen und diese anzuerkennen.

Ein weiterer Beitrag fragt danach, wie Öffentlichkeit in diesem Zusammenhang zu fassen ist: Mit welcher Öffentlichkeit soll gearbeitet werden? Wer stellt eigentlich Ansprüche an die Wissenschaft und was erwartet die Öffentlichkeit von der Wissenschaft? Festzustellen bleibt, dass die Verschränkung von Theorie und Praxis im deutschen Wissenschaftssystem hoch entwickelt ist. Dies ist allerdings weniger Zeichen für eine Öffentliche Wissenschaft. Vielmehr erleben Studierende statt der Veröffentlichung und der öffentlichen Diskussion ihrer Arbeiten eine nach innen gerichtete Wissenschafts-

arbeit. Die Öffentliche Wissenschaft müsste Frage- und Antworträume, die nicht aus der Wissenschaft alleine entstehen können, möglich machen. Wissenschaft hat dabei zugleich die Aufgabe, die Öffentlichkeit zu befähigen an solchen Gesprächen teilzunehmen.

Die Offenlegung der Forschungsmethoden wird bei der Veröffentlichung von Arbeiten häufig vermieden. Diesen Schritt mahnt ein Teilnehmer in der Runde aber als notwendig für eine Öffentliche Wissenschaft an. Möchte die Wissenschaft in den Dialog mit der Öffentlichkeit treten, so müssen ihr Anliegen und ihr Vorgehen nachvollziehbar sein. Die Begründung für das Anliegen bei der Zielgruppe ist dabei essentiell. Allerdings, so der Einruf einer Teilnehmerin, wäre es ein Fehler, Öffentliche Wissenschaft auf Transparenz – und damit letztlich auf Einhaltung der grundlegenden Forschungsethik – zu reduzieren.

Werteorientierung innerhalb der Wissenschaft

Ein zentrales Element für eine Öffentliche Wissenschaft ist die Werteorientierung innerhalb der Wissenschaft. Diese muss, jedenfalls wenn man den oben skizzierten hohen Ansprüchen folgt, neu ausgehandelt werden und die Wissenschaftsauffassung grundlegend verändern: Die vorherrschende Impact-Orientierung soll durch eine Public-Value-Orientierung ersetzt werden. Das Beharren auf dem Reputationssystem und die Öffnung der Wissenschaft bezeichnet ein Teilnehmer als „schizophrene Verdrehung“.

Entscheidend für einen Wandel der Wissenschaft hin zu einer Öffentlichen Wissenschaft sind Prozesse, die den Horizont sinnvoll erweitern. Dazu sind normative, komplementäre Verfahrensrichtlinien guter Öffentlicher Wissenschaft notwendig, die eine Verhaltenssicherheit gewährleisten und als Effekt, so die Prognose eines Teilnehmers, die Auflösung der derzeitigen wissenschaftlichen Reputationssysteme zur Folge haben. Der Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit ist, gemäß eines Fazits aus der Runde, anspruchsvoll, aber machbar.

Neue Fragen

Zusammenfassend für das Werkstattgespräch lässt sich feststellen, dass die eigentliche Frage nach den Erwartungen an Öffentliche Wissenschaft nicht konkret beantwortet werden konnte. Vielmehr entstanden neue Fragen: Was ist überhaupt Öffentliche Wissenschaft? Was ist in diesem Zusammenhang Dialog? Und wie können Qualitätskriterien für gute Öffentliche Wissenschaft aussehen? So bleibt als Fazit die Feststellung, dass sich in den Fragen und Ansprüchen des Werkstattgesprächs eine Erwartungshaltung an die Öffentliche Wissenschaft implizit artikuliert, es allerdings schwer fällt, diese klar zu benennen. Dies könnte auch daran liegen, dass der Begriff der Öffentlichen Wissenschaft unglücklich gewählt ist, weil er zu viele Interpretationen zulässt.

Werkstattgespräch 2: Wie öffentlich dürfen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler heute sein?

Das Werkstattgespräch 2 hat nicht stattgefunden.

Werkstattgespräch 3: Wo verlassen Öffentliche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sicheres Terrain?

Moderation: Dr. Tobias Robischon, Schader-Stiftung

Prozessbeobachtung: Dr. Monika Wächter, Deutsches Zentrum für Luft- und Raumfahrt e.V.

Bericht und Protokoll: Selina Härtel und Dr. Tobias Robischon

Ausgehend von der Frage, wo das sichere Terrain für Öffentliche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler endet, diskutierten die Teilnehmenden des Werkstattgesprächs über die Praxis Öffentlicher Wissenschaftskommunikation und des damit verbundenen (un)sicheren Arbeitsumfelds.

Zunächst wurde gefragt, was überhaupt sicheres Terrain für Öffentliche Wissenschaft sei, wo man dieses findet und wie es sich für Akteure der Öffentlichen Wissenschaft erkennen lässt.

Es bestehe ein Konflikt zwischen der wissenschaftlichen Karriere einerseits und der wissenschaftlichen Praxisarbeit andererseits, führt ein Teilnehmer dazu aus. Durch die zunehmende Praxisarbeit der Wissenschaftler zerfalle das sichere Terrain der Wissenschaft. Unsicheres Terrain entstehe aus der Ambivalenz zwischen den wissenschaftlichen Kernkompetenzen und der öffentlichen Relevanzwahrnehmung der Forschung. Allerdings, so betont er, könne durch gemeinsame Vorgehensweisen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit sicheres Terrain in den öffentlich-wissenschaftlichen Diskurs eingebracht werden.

Ein anderer Teilnehmer verbindet sicheres Terrain für öffentliche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hingegen mit den Schlagworten Raum für Kommunikation, dem gemeinsamen Verständnis und einer einheitlichen wissenschaftlichen Sprache. Unsicheres Terrain entsteht nach dieser Meinung durch die unscharfe Zusammenarbeit von Wissenschaft, Journalismus und öffentlichen Kommunikatoren. Um die Entstehung solcher Unsicherheiten zu unterbinden, sei eine Professionalisierung dieser Trias notwendig, was zum Beispiel durch einheitliche Termini und Regeln erreicht werden könne. Insbesondere müsste stets zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit hin- und herübersetzt werden können, da nur so ein unterschiedliches Verständnis des gemeinsamen Themas vermieden werden kann.

Unsicherheit entsteht durch unscharfe Sprache und unterschiedliches Verständnis des gemeinsamen Themas

Ein Hauptaspekt des sicheren Terrains sei die Sprachlichkeit Öffentlicher Wissenschaft, so ein weiterer Teilnehmer. Er beschreibt Unterschiede in der Sprachlichkeit als Ursache einer unscharfen Darstellung von Sachverhalten. Das habe zur Folge, dass oftmals ein Minimalkonsens die Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit dominiere. Weiterhin sieht er im Wettbewerb um wissenschaftliche Themen eine Grenze des sicheren Terrains öffentlicher Wissenschaftsarbeit. Wissenschaftler setzten sich dem Risiko aus, ihre Themen öffentlich zugänglich und somit angreifbar für Missbräuche zu machen.

Dagegen wird eingewandt, es sei notwendig dieses Veröffentlichungsrisiko zu tragen, um sicheres Terrain für die Idee einer Öffentlichen Wissenschaft zu erreichen. Ein wettbewerbsorientiertes Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und dem Wissenschaftssystem bringe Unsicherheiten mit sich. Diese Unsicherheit kann nur aufgelöst werden, wenn Systemungleichheiten zwischen Wissenschaft und Akteuren der Öffentlichkeit aufgelöst werden. Durch kommunikative Zusammenarbeit und Risikobereitschaft entstehe dagegen sicheres Terrain für eine erfolgreiche Umsetzung der Idee Öffentlicher Wissenschaft.

Der zweite Diskussionsimpuls warf die Frage auf, woran man erkennen könne, wie wissenschaftlich ein Thema in der Öffentlichkeit behandelt wird. Auch dies könne als ein Aspekt unsicheren Terrains verstanden werden.

Unterschiedliche Disziplinen seien in der Kommunikation mit der Öffentlichkeit unterschiedlich erfolgreich – zum Beispiel seien die Naturwissenschaften eine der erfolgreicheren Disziplinen im öffentlichen Wissenschaftsdiskurs. Damit verbunden sei die Fähigkeit einer Disziplin, die Relevanz des eigenen Beitrags für die Öffentlichkeit herauszustellen, was als eine kommunikative Kernkompetenz einer Disziplin beschrieben wird. Öffentliche Wissenschaft zu betreiben, bedeute selbstkritisches Auseinandersetzen und öffentliches Kommunizieren der eigenen Forschung.

Die Naturwissenschaften sind nicht erfolgreicher in der öffentlichen Kommunikation

Der Annahme, dass die Naturwissenschaften erfolgreicher in der Umsetzung der Idee Öffentlicher Wissenschaft seien, wird deutlich widersprochen. Untermauert wird diese Gegenthese damit, dass für Naturwissenschaftler das Verlassen des eigenen Spezialgebiets bereits innerhalb der eigenen Fachdisziplin auf unsicheres Terrain führt, und bereits die Kommunikation zwischen den verschiedenen Spezialisten innerhalb derselben Disziplin als problematisch gilt. Dies werde nochmals verschärft, wenn der Bereich der Wissenschaft verlassen wird und Wissenschaftskommunikation mit der Öffentlichkeit versucht wird. Das Darmstädter Wissenschaftskommunikationsprojekt „DA stimmt die Chemie“ sollte ursprünglich ein breites öffentliches Publikum ansprechen, doch es nahmen fast ausschließlich Fachgesellschaften und deren wissenschaftliche Vertreter teil. Dies zeige, dass Projekte Öffentlicher Wissenschaft oftmals nicht von der angesprochenen Öffentlichkeit angenommen werden, was ebenfalls unsicheres Terrain sei.

Dagegen betont ein anderer Teilnehmer den Aspekt der Kommunikation auf Augenhöhe zwischen wissenschaftlichen und öffentlichen Akteuren als Basis für ein sicheres Terrain Öffentlicher Wissenschaft. Es sollte außerdem nicht ausschließlich nach dem sicheren Terrain gefragt werden, sondern auch danach, was Öffentliche Wissenschaft ist und wo die Grenzen zwischen wissenschaftlicher Arbeit und öffentlichem Diskurs verlaufen.

Auch öffentliche Akteure würden sich auf unsicheres Terrain begeben, wenn sie in den aktiven Austauschprozess mit der Wissenschaft treten, merkt ein Teilnehmer an. Für ihn stellt somit der wechselseitige Transfer zwischen den Akteuren die Grenze des sicheren Terrains für Öffentliche Wissenschaft dar. Auf dieser Basis hinterfragt er, wie man das Terrain für öffentliche Wissenschaftsarbeit sichern könne und beantwortet dies zum Teil selbst, indem er die Verstetigung von guten Praxisprojekten und einer gemeinsam konstruierten Erwartungshaltung an die Idee Öffentlicher Wissenschaft unterstreicht.

Öffentliche Wissenschaft funktioniert mit Themen, die ein allgemeines öffentliches Interesse finden

Als Erfolgsfaktor für Öffentliche Wissenschaft sieht ein Teilnehmer einen Umstand, den er als die „Betroffenheit der öffentlichen Akteure gegenüber dem wissenschaftlichen Problem“ bezeichnet. Um Öffentliche Wissenschaft praktisch umsetzen zu können, sind ihm zufolge Themen notwendig, die ein allgemeines öffentliches Interesse finden. Zudem sei es für öffentliche Wissenschaftskommunikation notwendig, die Nachvollziehbarkeit wissenschaftlicher Themen zu verbessern.

Im Laufe der Diskussion kommt wiederkehrend die Frage nach der wissenschaftlichen und öffentlichen Relevanz des Konzepts Öffentlicher Wissenschaft auf. Damit verbunden ist die Frage, welchen Anspruch Wissenschaft und Öffentlichkeit an die Relevanz von Forschung stellen. Im Kontext der wissenschaftlichen Öffentlichkeitsarbeit, so betont ein Teilnehmer, sei die Relevanz von Forschung nicht an der damit verbundenen

Reputation innerhalb der Wissenschaft zu messen, sondern an öffentlicher Betroffenheit und Wertschätzung. Da wissenschaftliche und öffentliche Akteure Relevanz nach voneinander abweichenden Kriterien beurteilen, betritt man unsicheres Terrain, wenn die individuell geprägte Relevanzvorstellung verlassen wird.

In der Debatte um Öffentliche Wissenschaft, so wird kritisiert, werde der Begriff der Öffentlichkeit zu klein gehalten und der thematische Fokus zu stark auf die Wissenschaft gerichtet. Die Öffentlichkeit habe oftmals nur einen gering ausgeprägten Bezug zur Wissenschaft und deren Arbeit. Dies müsse durch gezielte Aufklärung gefördert werden, um die Idee der Öffentlichen Wissenschaft zu stärken.

Die Erweiterung interdisziplinär orientierter Forschung hin zu einer Öffentlichen Wissenschaft sei problematisch, da Öffentlichkeit oftmals mit Gleichgültigkeit auf wissenschaftliche Forschung reagiere. Die Kluft zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit sei noch zu groß, um die Idee Öffentlicher Wissenschaft umzusetzen. Es sei auch notwendig zu hinterfragen, welche Rolle jeweils die Wissenschaft in der Öffentlichkeit und die Öffentlichkeit in der Wissenschaft spielen. Es stellt sich auch die Frage, ob es durch strukturelle Veränderungen des Wissenschaftssystems überhaupt noch sicheres Terrain für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Zuge ihrer Arbeit und ihrer öffentlichen Kommunikation gibt. Ein Ansatz, um sicheres Terrain aufrechtzuerhalten sei eine anwendungs- bzw. praxisorientierte öffentliche Wissenschaftsarbeit.

Die Schader-Stiftung ist ein Ort, der ein sicheres Terrain bietet, um unsicheres Terrain zu betreten

Die Schader-Stiftung sei eine geeignete Plattform dafür, um Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für eine Arbeit mit der Öffentlichkeit zu sensibilisieren. Die Stiftung könne Relevanz Öffentlicher Wissenschaft aufzeigen, praktisch schulen und Wissenschafts- und Öffentlichkeitsakteure zusammenbringen. Zudem könne die Schader-Stiftung mithilfe ihrer Veranstaltungsformate gute Praxisbeispiele Öffentlicher Wissenschaft bekannt machen und so die Idee einer Öffentlichen Wissenschaft verbreiten. Die Anregungen für eine Weiterarbeit der Schader-Stiftung am Thema Öffentliche Wissenschaft fasst ein Teilnehmer so zusammen: „Die Schader-Stiftung ist ein Ort, der ein sicheres Terrain bietet, um unsicheres Terrain zu betreten.“

Werkstattgespräch 4: Wie lässt sich Öffentliche Wissenschaft an Hochschulen etablieren?

Moderation: Verena Fries, Schader-Stiftung

Prozessbeobachtung: Jörg Feuck, Technische Universität Darmstadt

Bericht und Protokoll: Sebastian Fellner und Verena Fries

Das Werkstattgespräch 4 geht der Frage nach, wie sich Öffentliche Wissenschaft an Hochschulen etablieren lässt. Bei der anschließenden Diskussion wird deutlich, dass es neben konkreten Maßnahmen in diesem Zusammenhang eines grundlegenden Wandels des Selbstverständnisses der Institution Hochschule bedarf.

Öffentliche Wissenschaft an den Hochschulen

Für die Etablierung von Öffentlicher Wissenschaft an Hochschulen wird die Unterstützung durch die Hochschulleitung als grundlegende Voraussetzung dargestellt. Ohne diese, so eine Teilnehmerin, lasse sich nur schwer Kontinuität und Nachhaltigkeit erreichen. Des Weiteren werden sowohl Koalitionen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen innerhalb der Hochschule als auch die Kooperation mit externen Akteuren als notwendig erachtet. Der Prozess der Etablierung erfordert eine Gleichzeitigkeit über mehrere Ebenen und die Kombination von Top-down- und Bottom-up-Ansätzen. Wie sich im Diskurs gezeigt hat, gilt es an verschiedenen Stellschrauben zu drehen und dabei lokale Bedingungen zu beachten. Ebenso bedarf es Multiplikatoren, die das Interesse für Wissenschaft in der Bevölkerung wecken und die Entwicklung eines kritischen Urteilsvermögens ermöglichen. Neben Journalistinnen und Journalisten liegt der Fokus in diesem Kontext besonders auf schulischen Akteuren.

Wie eine erfolgreiche Etablierung von Öffentlicher Wissenschaft an Hochschulen aussehen kann, skizziert eine Teilnehmerin am Beispiel einer Einrichtung der Universität Montreal in Kanada. Eine Plattform nimmt dort Fragestellungen aus der Gesellschaft entgegen und trägt diese an die zuständigen Fachgebiete weiter. Die daraus resultierenden Projekte werden oft mit Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern bearbeitet. Als gewinnbringend werden bei diesem Beispiel die Faktoren Langfristigkeit und Kontinuität angesehen. Nicht zuletzt stelle dieser Dienst an der Gesamtheit, so die Ausführung einer Teilnehmerin, die Rechtfertigung für die gute Mittelausstattung der Universität Montreal dar.

Ein Teilnehmer ergänzt, dass solch eine Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Zivilgesellschaft in Deutschland bereits seit den 1980er Jahren in Form der Wissenschaftsläden existiert. Er legt das Augenmerk auf das Zusammenspiel der gesellschaftlichen Teilsysteme Wissenschaft und Medien. Seiner Wahrnehmung nach, beschäftigt sich die Wissenschaft nicht ausreichend mit Themen in Bezug auf große gesellschaftliche Herausforderungen. In diesem Zusammenhang fordert er, dass der Output von Seiten der Wissenschaft erhöht werden müsse und aktuelle gesellschaftspolitische Themen zu berücksichtigen seien.

Öffentliche Wissenschaft im Wissenschaftssystem

Im weiteren Gesprächsverlauf wird angeregt, insbesondere in den Sozialwissenschaften, den Blick für die großen gesellschaftlichen Herausforderungen zu schärfen. Es stellt sich dabei die Frage, ob ein Technologietransfer, wie er in den Natur- und Technikwissenschaften bekannt ist, noch stärker auch im Bereich der Sozialwissenschaften etabliert werden könnte. Von einer Gesprächsteilnehmerin wird betont, dass sich der Wissenschaftsrat bereits damit beschäftige, wie die Wissenschaft zur Bewältigung solch großer Herausforderungen beitragen kann. Innerhalb der Fachdisziplinen sei es jedoch extrem umstritten, welche Empfehlungen zu diesen Themen gegeben oder nicht gegeben werden.

Das Wissenschaftsverständnis ist nach Ansicht eines Kommunikationswissenschaftlers institutionell verfestigt. In der Wissenschaft gelten vor allem Beiträge in Refereed Journals als karrierefördernd, wohingegen Arbeiten mit Transferbezug insbesondere für den wissenschaftlichen Nachwuchs in Hinblick auf den akademischen Werdegang nur bedingt attraktiv sind. Um Öffentliche Wissenschaft in den Hochschulen zu etablieren, sind seiner Meinung nach Evaluationskriterien und Kennzahlen notwendig, die Transferleistung und Praxisorientierung honorieren.

Gute Beispiele aus der Praxis

Als Praxisbeispiele, wie sich Öffentliche Wissenschaft an den Hochschulen etablieren lässt, werden von einer Teilnehmerin sogenannte urbane Reallabore genannt, die das Land Baden-Württemberg im Rahmen einer eigenen Förderlinie auf den Weg gebracht hat. Mit der Einrichtung von Reallaboren will Baden-Württemberg Foren für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und Akteure aus Wirtschaft, Politik, Verwaltung und Verbänden eröffnen, um gemeinsam gesellschaftliche Herausforderungen anzugehen und Beiträge zu einer nachhaltigen Entwicklung zu leisten. Dabei sollen sich Forscherinnen und Forscher in reale Veränderungsprozesse begeben und Akteure aus der Praxis direkt in den Forschungsprozess einbezogen werden. Die Besetzung solcher Stellen gestaltet sich, so eine Teilnehmerin, als schwierig, da die Urban Offices zu wenig forschungsorientiert sind. Insgesamt wird festgestellt, dass die Akteure aus Wissenschaft, Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Bürgergesellschaft durchaus an einer Zusammenarbeit interessiert sind und es daher gilt, Hemmschwellen für eine Kooperation abzubauen.

Perspektiven

Zum Abschluss des Werkstattgesprächs regt ein Teilnehmer an, nicht nur Denkweisen zu verändern, sondern auch Innovationsprozesse anzustoßen, die das System Wissenschaft beeinflussen können. Dazu gehört seiner Meinung nach die Kooperation mit der Praxis offensiv anzugehen. Das wissenschaftliche System sei, seiner Auffassung nach, aufgrund komplexer Rahmenbedingungen, nicht dazu in der Lage Probleme zu lösen. Vielmehr müsse es darum gehen Probleme in der Praxis zu verstehen und von Anfang an zusammen mit Praxisakteuren und Vertretern der Bürgergesellschaft Lösungen zu entwickeln. Ein anderer Teilnehmer ergänzt, dass ein Wandel des Wissenschaftsverständnisses von innen heraus illusionär sei. Seiner Meinung nach bedarf es des Einwirkens von außen; er sieht dabei besonders die Medien in der Pflicht Anstöße herbeizuführen.

Werkstattgespräch 5: Wie kann Wissenschaft in Praxisfeldern mit Akteurinnen und Akteuren in Dialog treten?

Moderation: Dr. Tobias Robischon, Schader-Stiftung

Prozessbeobachtung: Dr. Monika Wächter, Deutsches Zentrum für Luft- und Raumfahrt e.V.

Bericht und Protokoll: Selina Härtel und Dr. Tobias Robischon

Das fünfte Werkstattgespräch widmete sich der Frage, wie Wissenschaft in Praxisfeldern mit Akteuren in einen Dialog treten kann. Die Teilnehmenden des Werkstattgesprächs reflektierten dazu Möglichkeiten und bisherige Unternehmungen eines solchen Dialogs.

Ein Dialog zwischen wissenschaftlichen Akteuren und Akteuren aus Praxisfeldern könne, so eine Teilnehmerin, beispielsweise durch partizipative Kooperationsprojekte fruchtbar werden, wie die Durchführung narrativer Formen der Bevölkerungsbefragungen. Es sei notwendig, so ein anderer Teilnehmer, einer breiten Öffentlichkeit wissenschaftliche Themen näher zu bringen. Hierfür führt er ein persönliches Schlüsselerlebnis aus der Armutsforschung an, bei dem einer breiten Öffentlichkeit die wissenschaftliche Relevanz der Forschung klar wurde. Weiterhin betont er, dass ein Dialog der Öffentlichen Wissenschaft nur dann erfolgreich werden kann, wenn sich die Beteiligten aus wissenschaftlichen Kreisen mit Irritationen und Brüchen zwischen den Erwartungen an ein Projekt sowie seiner tatsächlichen Realisierung auseinandersetzen und sie als fruchtbare Aspekte zulassen. Irritationen im Prozess der Forschung seien ein Erfolgsfaktor des Konzepts Öffentlicher Wissenschaft. Anknüpfend an den Aspekt der Irritation wird das Konzept Öffentlicher Wissenschaft auch als „geöffnete Wissenschaft“ bezeichnet: Diese begriffliche Erweiterung schließe Zufälle, Überraschungen und Irritationen im Kooperationsprozess zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit mit ein.

Ein Hemmschuh des Dialogs zwischen Wissenschaft und öffentlichen Praxisfeldern sei der Arbeitsdruck, dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterliegen. Dieser wirke blockierend auf eine öffentliche Kommunikation wissenschaftlicher Themenstellungen. Ein öffentlicher Wissenschaftsdialog könne zudem nur dann vielversprechend sein, wenn das Forschungsthema auf öffentliches Allgemeininteresse und Verständnis stößt und über die Wissenschaft hinaus wirkt. Ein praktisches Beispiel für den Dialog mit Praxisakteuren sei das partizipative Konzept der Reallabore.

Mit Moderation gegenseitiges Verständnis von Wissenschaft und Praxis entwickeln

Anlässe für einen Dialog erkennt ein Diskutant dort, wo kreative Forschungsansätze für öffentliche Akteure relevant sind und sie gleichzeitig wissenschaftlich begleitet werden. Die Idee Öffentlicher Wissenschaft solle zu einem aktiven, kreativen und vor allem partizipativen Prozess entwickelt werden. Außerdem sei es notwendig, zwischen beiden Akteursgruppen zu moderieren, da nur durch gegenseitiges Verständnis ein Dialog im Sinne Öffentlicher Wissenschaft erzeugt werden könne. Dabei sei es notwendig, wird ergänzt, gegenseitige Erwartungen zu formulieren, um den gemeinsamen Dialog zu gestalten. Zudem baut dies eine Verbindung zwischen wissenschaftlicher Tradition der empirischen Basis und der Idee Öffentlicher Wissenschaft auf. Diese Verbindung sei ein eigener Raum für öffentliche Wissenschaftskommunikation und kann ein Erfolgsfaktor für den Dialog zwischen wissenschaftlichen und praxisorientierten Akteuren sein.

Ein weiteres Dialog-Beispiel wird aus Berlin berichtet, ein Zusammenspiel aus einer öffentlich entstandenen Idee mit Begleitung wissenschaftlicher Forschung. Der Moderator erinnert an die Leitfrage des Werkstattgesprächs: Wie sollte ein Dialog

zwischen Wissenschaft und Praxisakteuren praktisch umgesetzt werden? Als Maßnahme schlägt ein Wissenschaftler die Ausformulierung von Gütekriterien und Regeln für das Konzept Öffentlicher Wissenschaft vor. Diese sollten auch dann anwendbar sein, wenn man sich in den öffentlich-wissenschaftlichen Dialog mit „feindlichen“ Öffentlichkeiten begibt. Unter solch einer „feindlichen“ Öffentlichkeit versteht er die Zusammenarbeit mit Akteuren in einer vom Dissens geprägten Forschungsumgebung. Solche Kooperationen benötigen besonders sensible Verfahrensrichtlinien zur dialogischen Auseinandersetzung.

Darüber hinaus sei die gemeinsame Formulierung von Themen und Forschungsinteressen ein Kernaspekt des Dialogs zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Denn anhand dieser Themen lasse sich ableiten, welche Kooperationen im Zuge öffentlicher Wissenschaftskommunikation überhaupt lohnenswert sind und welche nicht.

Auch das „wann“ des Dialogs sei entscheidend, fügt eine DiskutantIn hinzu, also die Frage, zu welchem Zeitpunkt eine Öffentlichkeit in ein wissenschaftliches Thema mit einbezogen werden sollte. Außerdem steht für sie der Partizipationsbegriff im Zentrum einer dialogischen Orientierung, denn die Inklusion öffentlicher Akteure in wissenschaftliche Arbeit soll keinesfalls als Legitimationsprozess wissenschaftlicher Forschung gelten, sondern einen produktiven Öffnungsprozess der Wissenschaft und ihrer Arbeit nach sich ziehen.

Dem wird entgegnet, dass nur eine Wissenschaft, die Akteure der Öffentlichkeit aktiviert, im Dialog kommuniziert werden könne. Dazu sei es nötig, das wissenschaftliche Selbstverständnis als Spannungsfeld gegenüber der Öffentlichkeit zu entschärfen. Dies betone die Notwendigkeit positiv zu verarbeitender Irritationen für den Prozess Öffentlicher Wissenschaft. Auf der anderen Seite sei das Abbauen von Hemmschwellen Teil eines Dialogs öffentlicher Wissenschaftskommunikation. So könnten durch die aktive Forschungsbeteiligung von beispielsweise Bürgerinitiativen neue Dialogformen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit entstehen.

Ein anderer Wissenschaftler betrachtet den Öffnungsprozess hin zu einer Öffentlichen Wissenschaft aus einem anderen Blickwinkel. Ihm zufolge kann ein Dialog zwischen den Akteuren aus Wissenschaft und Praxis entstehen, in dem sich die Wissenschaft selbst als Teil der Öffentlichkeit sieht und sich somit gegenüber ihr öffnet und sie integriert.

Grundlagen des Dialogs: Gemeinsamer Kenntnisstand, gemeinsame Sprachlichkeit, einheitliches Bild wissenschaftlicher Arbeit

Wesentliche Aspekte, die den Dialog zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft fördern, seien ein gemeinsamer Kenntnisstand, eine gemeinsame Sprachlichkeit und ein einheitliches Bild wissenschaftlicher Arbeit. Diese Grundlagen sollten stets sichergestellt werden.

Im weiteren Verlauf des Werkstattgesprächs wurde erörtert, auf welchen Wegen ein gemeinsamer Umgang von Wissenschaft und Praxis miteinander gefunden werden kann. Wie kann ein kooperativer Dialog der verschiedenen Akteure erreicht werden?

Eine Möglichkeit sei es, prototypische Dialogformen zu gestalten. Diese Dialogformen sollten an die jeweiligen Zielgruppen angepasst sein, denn es lasse sich keine einheitliche Musterlösung des Dialogs gestalten. Die innerhalb einer geschlossenen Wissenschaft bereits bestehenden Dialogformen sollten weitergedacht und um den Aspekt der Öffentlichkeit erweitert werden. Zu den Herausforderungen eines öffentlichen Dialoges gehöre es, den Mut dazu aufzubringen, ein unsicheres Terrain zu betreten und die privilegierte Sicherheit des wissenschaftlichen Arbeitens zu verlassen. Als

wissenschaftlicher Akteur habe man die Aufgabe, in der Öffentlichkeit zu vermitteln: „Die Themen, über die wir arbeiten, sind Themen, die für euch interessant sind.“

Nach Auffassung der Teilnehmer des Werkstattgesprächs ist die Leitfrage „Wie kann Wissenschaft in Praxisfeldern mit Akteuren in Dialog treten?“, wie folgt zu beantworten: Mit neuen Formen der Kommunikation, die sich an der Idee Öffentlicher Wissenschaft orientieren. Zugleich sei es nötig, alte wissenschaftliche Kommunikationsformen abzulösen. Ein solcher Dialog werde zwar schon oft praktiziert, doch es fehlt an spezialisierten Werkzeugen und validierten Praktiken, um diese Ansätze als Öffentliche Wissenschaft zu festigen. Dies untermauere die Notwendigkeit, die Idee Öffentlicher Wissenschaft zu konkretisieren, zu systematisieren und definatorisch fassbar zu machen.

Werkstattgespräch 6: Praxiserfahrungen mit Öffentlicher Wissenschaft – was geht, was geht nicht?

Moderation: Verena Fries, Schader-Stiftung

Prozessbeobachtung: Jörg Feuck, Technische Universität Darmstadt

Bericht und Protokoll: Sebastian Fellner und Verena Fries

Im Werkstattgespräch 6 wurden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach ihren Erfahrungen gefragt, die sie in ihrer beruflichen Praxis mit dem Thema Öffentliche Wissenschaft gemacht haben.

Öffentliche Wissenschaft: Rollenverständnis, Raum und Vermittlung

Zu Beginn des Gesprächs stellt eine Teilnehmerin fest, dass unterschiedliche Teilöffentlichkeiten unterschiedliche Formate benötigen. Die Formate in Bezug auf Öffentliche Wissenschaft reichen ihrer Erfahrung nach von Symposien, über Filmeabende und Lesungen, bis hin zu Theaterstücken. Durch zielgruppengerechtes Vorgehen soll das entsprechende Publikum erreicht, im Dialog Koproduktion von Wissen erzielt und partizipative Elemente erprobt werden. Wichtig ist dabei, dass deutlich kommuniziert wird, welche Rolle die Wissenschaftlerin oder der Wissenschaftler in der Situation innehat. Die Frage lautet: Wer spielt wann welche Rolle? Dabei kann es sich um die Rolle des Wissenschaftlers an sich, die des Bürgers oder auch des Aktivisten handeln. Besonders im Bereich Social-Media ist eine solche Trennschärfe wichtig, wenn auch nur schwer realisierbar. Im Fachgebiet Onlinekommunikation, so ein Teilnehmer, treten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler oft als öffentliche Personen auf, die beispielsweise durch Wissenschaftsblogs die Öffentlichkeit an ihrer Forschungsarbeit teilhaben lassen.

Im weiteren Gesprächsverlauf kommt die Frage auf, ob die Hochschule ein geeigneter Ort für die Begegnung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit sein kann. Obwohl diese Frage im Werkstattgespräch nicht eindeutig beantwortet wird, kristallisiert sich in der Diskussion heraus, dass es auf die jeweilige Öffentlichkeit ankommt, ob Hochschulen einen solchen Raum der Begegnung darstellen können. So kann der Ort Hochschule, wie eine Teilnehmerin argumentiert, zugleich spannend und hemmend sein. Als ein gelungenes Beispiel für die Hochschule als Ort der Begegnung werden Barcamps für Studierende angeführt. Dabei handelt es sich um thematisch offene Konferenzen mit Workshops, deren Inhalte von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern selbst entwickelt und gestaltet werden. Der Austausch mit einer Community of Practice eröffnet für die Studierenden die Möglichkeit Kontakte zu potentiellen Arbeitgebern zu knüpfen.

Eine Schwierigkeit für die Vermittlung von Öffentlicher Wissenschaft stellt die stark formalisierte Wissenschaftssprache dar. Für die Kommunikation mit anderen Fachdisziplinen oder der interessierten Bürgergesellschaft ist es notwendig, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in der Lage sind, Fragestellungen verständlich aufzubereiten und diese durch eine einfache Sprache für eine breite Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Eine Teilnehmerin ergänzt, dass sich dieses Vorhaben in der wissenschaftlichen Praxis als schwierig erweist und beschreibt, aufgrund fachdisziplinärer Zwänge, den Gebrauch der Wissenschaftssprache als unabdingbar.

Öffentliche Wissenschaft und der Umgang mit Medien

Im weiteren Verlauf des Werkstattgesprächs erläutert ein Teilnehmer, dass das Publikum nicht unterschätzt werden darf und betont in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit von Begriffsdefinitionen für die Verständigung zwischen Wissenschaft und interessierter Öffentlichkeit. Darüber hinaus kritisiert er die Auswahl an den immer gleichen Experten, die in den Medien ihre wissenschaftliche Expertise anbieten. Der begrenzte Expertenkreis soll, seiner Meinung nach, erweitert werden. Konsequenter-

weise muss im Umkehrschluss auf der Angebotsseite, bei den Wissenschaftlern, eine entsprechende Bereitschaft und Interesse vorhanden sein. Dem steht entgegen, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für eine solche Medienarbeit oft keine Zeit haben und in vielen Fällen keine guten Erfahrungen mit der Struktur des Feldes tagesaktueller Medien gemacht haben.

Eine Teilnehmerin beschreibt, dass Wissenschaftler es gewohnt sind, Ergebnisse erst am Schluss des Forschungsprozesses zu präsentieren. Dieser Umstand lässt sich kaum mit den Mechanismen tagesaktueller Medien vereinbaren, da Anfragen entsprechend zeitnah beantwortet werden müssen. Sie schlägt vor, Arbeitsprozesse in der Wissenschaft so anzulegen, dass bereits während des Forschungsprozesses Zwischenergebnisse präsentiert werden können. Wenn es darum geht, die Relevanz der eigenen wissenschaftlichen Arbeit zu vermitteln, reicht es nicht, so ein Teilnehmer, nur Ergebnisse darzustellen, sondern es bedarf einer Wertung. Hierbei verlassen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler allerdings sicheres Terrain (vgl. Werkstattgespräch 4) und betreiben eine Kommunikation, die sich vom Transport von Faktenwissen unterscheidet.

Auch die Hochschulkommunikation ist bisher vor allem durch Ergebniskommunikation bestimmt. Durch Prozesskommunikation, so das Ergebnis aus dem Gesprächsverlauf, kann Transparenz wissenschaftlichen Handelns hergestellt werden. Insgesamt geht es um eine Entzauberung der Wissenschaft in der Öffentlichkeit, zu der auch die Etablierung einer Kultur des Scheiterns zählt. Die Hochschulen können so aus dem Bild des Elfenbeinturms entlassen werden. Öffentliche Aufmerksamkeit, so eine Teilnehmerin, ist als Türöffner zu verstehen. Überhaupt sieht sie nicht nur die Medien als Adressaten von wissenschaftlichen Erkenntnissen an, sondern auch Politiker, Wirtschaftsakteure und die Zivilgesellschaft.

Zum Abschluss des Werkstattgesprächs stellt sich die Frage, welche neuen Formate im Bereich Öffentlicher Wissenschaft notwendig sind bzw. ob es konkrete Beispiele gibt, die bereits auf den Weg gebracht wurden.

Öffentliche Wissenschaft: Gute Beispiele aus der Praxis

Eine Gesprächsteilnehmerin skizziert den Dialog über „Gut leben in Deutschland“ der Bundesregierung. Die Bundesregierung führt dabei Bürgerdialoge zum Thema Lebensqualität in Deutschland. Das Ziel ist, Maßstäbe für Lebensqualität zu identifizieren. Die Bürgerdialoge, die auch online stattfinden, werden von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern begleitet und deren Ergebnisse ausgewertet. Daraus sollen dann ein Bericht, ein Indikatoren-System und ein Aktionsplan für mehr Lebensqualität in Deutschland entwickelt werden. Zivilgesellschaftliche Organisationen und Gruppen sollen im Rahmen der Regierungsstrategie selbstständig Bürgerdialoge durchführen, um die Bürgerinnen und Bürger möglichst breit einzubeziehen.

Ein Teilnehmer führt die Plattform „Forschungswende“ an. Die Plattform unterstützt den Diskurs zur Wissenschaft in den zivilgesellschaftlichen Organisationen (ZGO) und zwischen den ZGO, der Wissenschaft und der Politik. Die „Forschungswende“ für eine nachhaltige Transformation der Gesellschaft ist eine gemeinsame Herausforderung für ZGO, Politik und wissenschaftliche Organisationen. Die Plattform organisiert einen kritischen Diskurs zur der Forschungspolitik und trägt zu alternativen Ansätzen bei. Die Plattform untersucht die Voraussetzungen zivilgesellschaftlicher Partizipation in Wissenschaft und Forschung und unterstützt zivilgesellschaftliche Organisationen dabei, sich an der Forschungswende zu beteiligen.

Werkstattgespräch 7: Wie wird Öffentliche Wissenschaft von ihren Dialogpartnern gesehen?

Das Werkstattgespräch 7 hat nicht stattgefunden.

Workstattgespräch 8: Welche vermittelnde oder begrenzende Rolle spielen die Medien?

Moderation: Alexander Gemeinhardt, Schader-Stiftung

Prozessbeobachtung: Prof. Dr. Klaus-Dieter Altmeppen, Katholische Universität Eichstätt

Bericht und Protokoll: Alexander Gemeinhardt und Johanna Volk

Die Teilnehmenden des Werkstattgesprächs 8 beschäftigten sich mit der Bedeutung von medialer Berichterstattung für die Wissenschaften und der Zusammenarbeit von Journalisten und Wissenschaftlern.

Brücke zwischen wissenschaftlicher Kommunikation und Journalismus

Eine Gemeinsamkeit zwischen Journalismus und wissenschaftlicher Kommunikation: Sie dienen beide der Gesellschaft; die zunehmende Ökonomisierung der Disziplinen lässt sie jedoch immer weniger als gesellschaftliche Dienstleister agieren. Als „Gefangene der Ökonomisierung“ hängt ihre Informationsvermittlung von den einschränkenden Gate-Keepern der Medienkanäle ab. Um nicht den marktkonformen Strukturen zu unterliegen und der Gesellschaft weiterhin zu nutzen, müssen beide Disziplinen miteinander kommunizieren.

Vor netten Schlagworten wie Entökonomisierung und Vergesellschaftung wird jedoch gewarnt, da sie zur Entprofessionalisierung von Prozessen führen können.

Ein Vertreter des Wissenschaftsjournalismus betrachtet die Informationsversorgung der Gesellschaft ebenfalls als Schnittmenge zwischen Journalismus und Wissenschaft. Darüber hinaus sieht er ein Problem in der eigenen Verortung der Wissenschaftskommunikation. Sie muss sich die Frage stellen, ob sie dem Wissenschaftsmarketing dient oder sich als öffentliche Wissenschaft sieht.

Zudem ist er der Meinung, dass durch die Zugänglichkeit wissenschaftlicher Artikel im Internet, zumindest im medizinischen Bereich, bereits eine Art Öffentlicher Wissenschaft gegeben ist.

Verortung von Wissenschaftskommunikation

Eine Teilnehmerin wirft ihre Gedanken zum bisherigen Gespräch in den Raum. Welche Funktion haben die Medien für die Wissenschaft? Geht es um Popularisierung? Wenn ja, kann ein Wissenschaftler nicht selbst popularisieren? Wie kommen Journalistinnen und Journalisten an die Inhalte? Und an wen wenden sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, wenn sie Popularisierung wünschen? Was passiert zudem, wenn unfertige Forschung und Halbwissen zu früh in die Hände von Journalisten und der Öffentlichkeit geraten? Können die Medien mit den Unsicherheiten der Wissenschaften umgehen?

Im Wissenschaftsjournalismus wird zwischen zwei Berichtserstattungsarten unterschieden: Der „Erklärbar“ ist lediglich ein Übersetzer von Wissenschaft für die Allgemeinheit. Diese Art von Wissenschaftskommunikation hat nicht den Anspruch Forschung kritisch zu befragen, sondern bricht sie in ihrer Komplexität herunter, um sie der Gesellschaft verständlicher zu machen.

Der kritische Journalist hingegen übernimmt die Rolle des Einordnens und Bewertens von Forschung und Wissenschaft.

Kritischer Wissenschaftsjournalismus hat jedoch große Probleme seine Themen unter zu bekommen. Der Leser bevorzugt den „Mann im weißen Kittel, der die Gesellschaft rettet“ einer tiefergehenden und kritischen Beobachtung des Forschungsgegenstands (z.B. Wirtschaftssystems). Selbst Zeitungen wie der FAZ, SZ oder DIE ZEIT bereitet es Schwierigkeiten komplexe und weniger *erfreuliche* Forschungsergebnisse abzdrukken.

Jedes Funktionssystem unterliegt seinen eigenen Regeln

Ein Anwesender aus den Gesellschaftswissenschaften betrachtet das Wissenschafts- und Journalismussystem systemtheoretisch. Nach der Systemtheorie unterliegt jedes Funktionssystem seinen eigenen Regeln und Kategorien.

Der systemtheoretische Ansatz erfährt Zustimmung. Auch der Wissenschaftsjournalismus unterliegt eigenen Regeln. Beim Schreiben über die Wissenschaft müsse aber auf wissenschaftliche und weniger auf journalistische Kriterien, was z.B. Wahres oder Richtiges betrifft, zurückgegriffen werden.

Ein Vertreter vom Lehrstuhl für Journalistik spricht konkret die verschiedenen Arbeitsweisen von Journalismus und Wissenschaft an. Warum kommt, wenn Wissenschaftler Journalisten etwas zu ihrer Forschung schildern, letztendlich was anderes dabei heraus? Die Arbeitsweisen beider Funktionssysteme müssen offener gestaltet werden und miteinander kommunizieren.

Im Wissenschaftssystem ist ein Aufbrechen zu beobachten. Das Wahrheitspostulat der Sozialwissenschaften ist bei der Zusammenarbeit mit dem Journalismus, der eindeutige, richtige und feststehende Aussagen braucht, nicht vereinbar. Die Forschung zu aktuellen Themen kann nicht die geforderten konkreten Antworten liefern, da entsprechende Daten noch nicht zur Verfügung stehen. Was darf der Journalismus also in diesem Falle erwarten? Wo sind die Grenzen von Wissenschaft und wo gibt es Vermittlungsprobleme?

Mit Halbwissen jonglieren – Die Medien

Daraus ergibt sich folgendes Problem: Der Journalismus lebt von zeitnahen Berichten. Doch wie authentisch sind Beiträge zu unfertiger Forschung und unsicherem Wissen? Was ist publizierbar, was kann in die Öffentlichkeit übertragen werden? Wer gerät hier in Zugzwang?

Medien haben die größere Macht zu entscheiden, über welche Forschung sie wie berichten wollen. Die Rolle der Medien wird dadurch also zu einer vermittelnden und begrenzenden für die Wissenschaft.

Im Laufe des Gesprächs stellt sich für den Moderator und die Anwesenden die Frage, welche Medien überhaupt gemeint sind und ob eine medial vermittelte Wissenschaft bereits eine Öffentliche Wissenschaft ist. Wann kommt Wissen eigentlich an? Nur weil etwas veröffentlicht wurde bedeutet das nicht, dass es die Öffentlichkeit, geschweige denn das Bewusstsein der Menschen erreicht. Genügt es, die Infos zu veröffentlichen? Oder gibt es verschiedene Kategorien, von reiner Informationsversorgung bis hinein ins Bewusstsein?

Ein Teilnehmer bemerkt, dass die Verbreitung von Wissen nicht mit dem Schreiben des Artikels getan ist. Die Frage ist, wie der Artikel verbreitet und wirksam wird. Die „Deformation des Mediensystems“ nennt er das Verfahren der Gatekeeper, nur publikumswirksame Themen nach dem Schema der Aufmerksamkeitsökonomie durchzuwinken. Zudem müsse vom Journalismus im Plural gesprochen werden. Eine Seite des Journalismus behandelt die Wissenschaft als System, die Wirklichkeit wird versucht darzustellen. Eine andere Seite des Journalismus betreibt Politik, er hat Einflussnahme auf Macht- und Systemzustände.

Welche Wirksamkeit wird sich von den Medien versprochen?

Ein Teilnehmer knüpft daran an und fragt, wer bei der Verbreitung von Wissen welche Rolle spielt. Was können Akteure und Medien leisten, um die Inhalte eines Artikels zu vermitteln? Nicht selten bewegt die mediale Veröffentlichung von Forschungsergebnissen auch etwas auf politischer Ebene (z.B. Pränataldiagnostik, Klimaerwärmung).

Das muss sich die Wissenschaft zunutze machen, passende Akteure finden, Strategien entwickeln und ihre eigenen Ziele verfolgen.

In dem Zusammenhang wird die Wirkungsforschung erwähnt. Die tatsächliche Wirkung von Beiträgen in den Medien wird oft überschätzt. Erst durch das Überschreiten einer bestimmten Schwelle, durch massive Berichterstattung und Ereignisse (wie z.B. dem Klonen), werden Themen publikumswirksam. Medien können nicht das retten, was woanders nicht geschafft wurde.

Wie aber ist die Reichweite und Wirksamkeit von kleineren Szenen oder Blogs bei der Wissenschaftsvermittlung?

Soll nur eine bestimmte Zielgruppe und nicht die breite Öffentlichkeit angesprochen werden, ist ein spezifisches Medium das passendere Mittel, so ein Sozialwissenschaftler. Es stellt sich generell die Frage wer überhaupt die breite Öffentlichkeit ist und ob sie immer erreicht werden muss. Wird die Öffentlichkeit als breite Masse gesehen so besteht die Gefahr der Ökonomisierung. Haben die Wissenschaften nicht ihre eigenen Zielgruppen? Und sollte es eigene Plattformen für jede Wissenschaft geben?

Dieser Gedanke wird von einem Teilnehmer aufgegriffen, der das ganze Thema in der bisherigen Diskussion zu unterkomplex behandelt sieht. Was wollen die Wissenschaften überhaupt? Wer sind die unterschiedlichen Akteure? Medien, Öffentlichkeit und Wissenschaft können nicht gleichgesetzt, sondern müssen differenzierter in ihren verschiedenen Disziplinen betrachtet werden.

Eine disziplinäre Wahrnehmung von Fachöffentlichkeiten geschieht meistens nur innerhalb der Fachgebiete, wirft der Moderator ein.

Brauchen die Wissenschaften den Wissenschaftsjournalismus?

Brauchen Naturwissenschaften die „Vermarktung“ ihrer Forschung, während Sozialwissenschaftler ihre eigenen Vermittler sind? Benötigen die Gesellschaftswissenschaften überhaupt Wissenschaftsjournalismus?

Ein Vertreter des Wissenschaftsjournalismus verteidigt die Medien, die einen Platz für Wissenschaften eingerichtet haben, für die es woanders keinen Platz gibt – im speziellen also die Sozial- und Geisteswissenschaften.

Durch Personalunion würden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler letztendlich selbst in die Öffentlichkeit treten und sich publizieren, wendet ein Teilnehmer ein.

Zum Ende der Diskussion kommt eine Studie vom Institut für Demoskopie Allensbach ins Gespräch, die besagt, dass TV, Zeitung und Gespräche mit Freunden die drei wichtigsten Informationsquellen zu Wissenschaftsthemen in Deutschland sind. Wie könnten alltägliche Gespräche wissenschaftlich aufgeladen werden?

Die Repräsentativität der Umfrage wird dabei angezweifelt: Wird die Fragestellung nur etwas umgestellt, z.B. „Wo informieren Sie sich über Wissenschaft?“, wird zu fast 100% das Internet genannt.

Es bleibt zum Schluss die Frage, wie viel Interaktion die Wissenschaften überhaupt mit der Öffentlichkeit wollen und, wenn man ehrlich ist, sie nicht mehr Arbeit macht als Ergebnisse liefert.



Ergebnisse der Prozessbeobachtung und Aussprache

Bericht und Protokoll: Johanna Volk und Sebastian Fellner, Schader-Stiftung

Werkstattgespräch 1

Die Leitfrage, ob Wissenschaft für und mit der Praxis funktionieren kann, strukturierte das Werkstattgespräch 1. Damit einher ging die Diskussion über das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis und ein Versuch der Annäherung an die Frage, was Öffentliche Wissenschaft eigentlich ist.

In den Gesellschaftswissenschaften bestehen bereits eine Reihe von Theorie-Praxis-Verschränkungen, an denen Öffentliche Wissenschaft ansetzen könnte. Bei der Frage nach den Erwartungen an Öffentliche Wissenschaft, zeigte sich im Werkstattgespräch 1, dass Öffentliche Wissenschaft, nach Vorstellung der Gesprächsteilnehmenden, produktiv verwirren soll. Bei der Beschäftigung mit Öffentlicher Wissenschaft besteht die Chance, sich mit nicht fachlichen Fragestellungen und Herangehensweisen auseinanderzusetzen. Dadurch kann eine positive Irritation erreicht werden, welche unter Umständen Erwartungsänderungen zur Folge haben kann. Auch das Kommunikationsverhalten innerhalb der Wissenschaft wurde im Werkstattgespräch 1 in den Blick genommen. So wurde zwischen zwei grundlegenden Ausrichtungen unterschieden: Eine auf Verständigung hin orientierte Kommunikation, die dialogisch orientiert ist und ein restriktives Verständnis von Kommunikation, das monologisch angelegt ist.

Im Werkstattgespräch 1 wurden auch die Formate für Öffentliche Wissenschaft thematisiert. Die Prozessbeobachterin berichtete, dass je nach Stadium des Forschungsprozesses unterschiedliche Formate für Öffentliche Wissenschaft notwendig sind. Eine Teilnehmerin des Werkstattgesprächs regte darüber hinaus an, Qualitätskriterien zu entwickeln. Dabei stellt sich die Frage, welche Qualitätskriterien dies im Bereich Öffentlicher Wissenschaft sein könnten und ob durch Verfahrensrichtlinien eine Qualitätssicherung erreicht werden könnte.

Werkstattgespräch 3

Wo verlassen öffentliche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sicheres Terrain? Mit dieser Leitfrage setzten sich die Teilnehmenden des Werkstattgesprächs 3 auseinander. Als sicheres Terrain, so das Ergebnis der Prozessbeobachterin, wird nur der eigene wissenschaftliche Kontext verstanden. Man verwendet dieselbe Sprache und die Forschungsrelevanzen sind klar definiert. Unsicherheit hingegen entsteht dann, wenn der eigene Forschungskontext bzw. das Spezialfach verlassen wird. Das führt dazu, dass eine Kommunikation, häufig sogar innerhalb der eigenen Disziplin, nur eingeschränkt stattfindet.

Als Grund für diese Unsicherheit wurden Bedenken angeführt, dass die eigene Kernkompetenz nicht verstanden wird. Des Weiteren bestanden Zweifel darüber, wie viel Einfachheit die Wissenschaftssprache verträgt. Insgesamt wurde festgestellt, dass eine

Öffnung der Wissenschaft nach außen mit viel Aufwand und Vorbereitung verbunden ist. Die Ergebnisse, die beispielsweise aus der Zusammenarbeit mit dem Journalismus resultieren, sind hingegen, so die Prozessbeobachterin, oft enttäuschend.

Ein weiterer Gegenstand der Diskussion war der Begriff der Überheblichkeit. Eine Teilnehmerin des Werkstattgesprächs forderte, im Umgang mit der Praxis eine gewisse Demut an den Tag zu legen. Ihrer Auffassung nach sollten sich Forscherinnen und Forscher im Falle der Zusammenarbeit mit der Praxis die Frage stellen, welchen Nutzen ihr Wissen für diese hat. Hierzu zählt auch die Fähigkeit andere Relevanzen in der Praxis zu akzeptieren, auch wenn diese nicht immer mit denen der Wissenschaft übereinstimmen.

Die Prozessbeobachterin schloss den Bericht aus dem Werkstattgespräch 3 mit dem Impuls, dass das intermediäre Feld der Unsicherheit insgesamt stärker in den Blick genommen werden muss. Damit verbunden ist auch eine Professionalisierung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, vor allem in Bezug auf deren Übersetzungsleistung, denn sie müssen vermitteln können, warum ihre Forschung relevant ist. Nicht jede Kommunikation innerhalb der Öffentlichkeit ist schon Öffentliche Wissenschaft, so das Resultat aus dem Werkstattgespräch. Die Prozessbeobachterin betonte außerdem, dass es der Intention bedarf, Öffentliche Wissenschaft zu betreiben.

Werkstattgespräch 4

Im Werkstattgespräch 4 wurde der Frage nachgegangen, wie sich Öffentliche Wissenschaft an den Hochschulen etablieren lässt. Ob dies gelingen kann, hängt von den Strukturen und den Interessen der jeweiligen Hochschulen ab. Es bedarf sowohl der Unterstützung der Hochschulführungen als auch Prozesse von unten, um das Thema Öffentliche Wissenschaft voranzutreiben. Des Weiteren wurde festgestellt, dass Koalitionen innerhalb der Hochschule wie auch zwischen Hochschulakteuren und außerwissenschaftlichen Akteuren notwendig sind, um Öffentliche Wissenschaft voranzubringen. Wie weit der Prozess der Etablierung von Öffentlicher Wissenschaft an den Hochschulen bereits vorangeschritten ist, wurde dabei unterschiedlich bewertet.

Im Weiteren Diskussionsverlauf wurde die Frage aufgeworfen, ob das Wissenschaftsverständnis an sich hinterfragt werden muss und ob öffentliche Kommunikation an den Hochschulen nur zum Zweck der Drittmittelinwerbung stattfindet. Das Wissenschaftsverständnis, so das Ergebnis des Prozessbeobachters, ist institutionell verfestigt. Als positives Beispiel für die Verknüpfung von Studium, Lehre und Forschung werden die Reallabore in Baden-Württemberg genannt. Dort gelingt es, auf Augenhöhe in einen Dialog zu treten und Forschung zu betreiben.

Der Prozessbeobachter beendete seinen Bericht mit der Feststellung, dass die Wissenschaft eine Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft hat. Dieser Gesellschaftsauftrag wird, nach Auffassung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Werkstattgesprächs 4, nur bedingt eingelöst. Ein Teilnehmer ergänzte, dass die Ökonomisierung der Wissenschaft eventuell ein Ausdruck dafür ist, der Wissenschaft ihre gesellschaftliche Relevanz zu geben.

Werkstattgespräch 5

Außerhalb der Wissenschaft gelten andere Relevanzen als innerhalb. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sollen sich bei der Planung von Forschungsprojekten dessen bewusst sein und müssen darauf, ebenso wie die Forschungsförderung, flexibel reagieren.

Von der Prozessbeobachterin wird angeregt, dass in drei Schritten vorgegangen werden könnte, um zu relevanten Forschungsthemen zu gelangen:

1. Sich mit der Praxis beschäftigen – rausgehen und zuhören
2. In einer Reflexionsphase filtern, was relevant ist
3. Die eigene Definition von relevanten Themen reflektieren

Dabei ist nicht nur die Art und Weise wichtig, sondern auch der Zeitpunkt dieses Vorgehens. Würde diese am Ende eines Forschungsprojekts stehen, würde es lediglich zu einer Pseudo-Legitimation führen.

Bei der Themenfindung kommt es vor, dass die Praxis die Wissenschaft beeinflusst, in dem sie ihre Belange mitteilt und sich daraus ein neues Forschungsthema ergibt. Aus der Praxis lassen sich jedoch nicht immer wissenschaftlich zu bearbeitende Problematiken ableiten, und die Vorstellungen der Praxispartner entsprechen nicht immer dem eigenen Forschungsvorhaben. Dabei muss die Wissenschaft die Rückwirkung von der Praxis auf die Wissenschaft berücksichtigen und Ergebnisse eventuell auf eine theoretische Ebene abstrahieren.

Dissens bestand in der Frage der Interaktion von Wissenschaft und Praxis: Soll Wissenschaft Praxis beeinflussen und direkte Impulse geben? Darüber hinaus wurden auch neue Formen der Partizipation als kritisch gesehen. Es besteht oft zu viel Euphorie auf Seiten der Wissenschaft und der öffentlichen Akteure.

Schlussendlich geht es darum, so die Prozessbeobachterin, dass durch den Kontakt zwischen Forschung und Praxis die eigene Forschungsfrage bereits angepasst wird. Die Praxis liefert innovative Ideen, die in der Wissenschaft Veränderungen auslösen können, um die eigene Herangehensweise zu erweitern, was ein großes Innovationsmoment darstellt.

Werkstattgespräch 6

Die Teilnehmer des sechsten Werkstattgesprächs tauschten sich über konkrete Praxiserfahrungen mit Öffentlicher Wissenschaft aus. Bei der Ergebnisvorstellung werden einige Punkte angeführt, die innerhalb einer Öffentlichen Wissenschaft zu berücksichtigen sind:

Bei der Auseinandersetzung mit Öffentlicher Wissenschaft dürfen die Beteiligten nicht von der „einen Öffentlichkeit“ ausgehen. Um möglichst viele Bürger anzusprechen ist die Fokussierung auf verschiedene Teilöffentlichkeiten und die Arbeit mit unterschiedlichen Formaten nötig. Formate könnten hier Theater, Lesungen oder Barcamps sein. Letzteres ist ein Ort der Begegnung, in dem ein offener Diskurs stattfinden kann.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler müssen darauf achten, die Rolle, die sie in der Öffentlichkeit einnehmen wollen, klar zu kommunizieren. Positionieren sie sich als Bürger oder agieren sie als Forscher?

In keinem der Fälle dürfen sie in ein „Wissenschaftsdeutsch“ verfallen. Die Sprache muss verständlich sein und gleichzeitig seriös wirken. Die schwierige Balance entsteht zwischen einer seriösen und verständlichen Sprache, die der Wissenschaft dabei jedoch keinen Kompetenzschaden zufügt.

Ein wichtiger Punkt in der Diskussion über Öffentliche Wissenschaft ist ihre Zusammenarbeit mit den Medien. Die Logik der Medien verlangt Ergebnisse und reine Fakten und kann nicht mit unfertigen Forschungszwischenständen aus den Wissenschaften umgehen. Die Lösung könnte in der regelmäßigen Prozesskommunikation liegen. Durch eine Experimentbegleitung durch Medien wird die Forschung nachvollziehbarer und die Medien lernen mit unsicherem Wissen umzugehen.

Werkstattgespräch 8

Die vermittelnde oder begrenzende Rolle der Medien wurde im Werkstattgespräch 8 thematisiert. Zusammenfassend ergeben sich bei der Zusammenarbeit von Journalisten und Wissenschaftlern drei Probleme:

1. Die Wissenschaften und der Journalismus folgen jeweils ihren eigenen Regeln. Was kommt also letztlich dabei heraus?
2. Die große Menge an Wissenschaft kann nicht komplett veröffentlicht und vermittelt werden. Wo und wie geschieht die Selektion?
3. Wer hört zu? Wen interessiert es?

Beide, Journalismus und Wissenschaft, leiden unter dem Druck der Ökonomisierung und der damit einhergehenden Rationalisierung und Ressourcenverknappung. Der Wissenschaftsjournalismus teilt sich in zwei Rollen: den „Erklärbar“ und die kritische Berichterstattung. Letzteres und die in Werkstattgespräch 6 vorgeschlagene Prozesskommunikation ist in keinem Medium mehr unterzubekommen. Die besonderen Bedingungen der medialen Öffentlichkeit müssen berücksichtigt werden.

Durch Akademiepapiere gibt es bereits Ansätze aus dem Dilemma herauszukommen.

Aussprache

In der an die Prozessbeobachtung anschließenden Diskussion wird bemängelt, dass die Kontrollfunktion des Wissenschaftsjournalismus durch Ökonomisierungszwänge verloren gegangen ist. In eine richtige Richtung gehen hingegen Science-Media-Center. Sie können Gesprächspartner zu bestimmten Themen vermitteln und den Dialog fördern.

Ein weiterer Diskussionspunkt gilt der Zivilklausel. Es wird Transparenz im Kontext von autonomer Hochschulgestaltung im Sinne der Öffentlichen Wissenschaft gefordert. Offen bleibt die Frage, welche Bedeutung Transparenz in struktureller Hinsicht für die Universitäten hat.

Aus Sicht der Teilnehmenden hat bei dieser Auftaktveranstaltung zur Öffentlichen Wissenschaft, mit Blick auf die Folgeveranstaltung, folgendes gefehlt:

- Eine genaue begriffliche Definition. Was genau verstehen wir unter Öffentlicher Wissenschaft?
- Was können ihre Qualitätskriterien sein?
- Eine Folgeveranstaltung sollte mit zivilgesellschaftlichen Akteuren und anderen Disziplinen stattfinden, die über das gleiche Thema mit anderem Vokabular sprechen.
- Gibt es schon Best-Practice Beispiele? Diese könnten das nächste Mal an einem schwarzen Brett vorgestellt werden.

5

Biogramme der Teilnehmenden

Prof. Dr. Gabriele Abels, geboren 1964, ist seit September 2007 Professorin für politische Systeme Deutschlands und der EU sowie Europäische Integration an der Universität Tübingen. Abels studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Englische Philologie an der Universität Marburg. Ihr wissenschaftliches Interesse gilt vorrangig dem Prozess der europäischen Integration. Sie ist Mitherausgeberin der „femina politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft“, seit 2012 Vorsitzende der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft und Mitglied im kleinen Konvent der Schader-Stiftung.

Prof. Dr. Klaus-Dieter Altmeyen, geboren 1956, ist Professor für Journalistik an der Universität Eichstätt-Ingolstadt. Er absolvierte das Studium der Neueren Geschichte, Publizistik und Politikwissenschaft in Münster. Altmeyen war Gastprofessor am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg und am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich. Von 2010 bis 2014 war Altmeyen Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Er ist Mitglied im kleinen Konvent der Schader-Stiftung.

Dr. Peter Bartelheimer, geboren 1954, ist seit 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Soziologischen Forschungsinstituts an der Georg-August-Universität Göttingen und koordiniert dort den Forschungsbereich „Sozialmodell“ und den Forschungsverbund Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Er studierte Sozialpädagogik, Soziologie, Politologie und Volkswirtschaftslehre an der Freien Universität Berlin und promovierte im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Bartelheimer war unter anderem ab 1983 wissenschaftlicher Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung und des Instituts für Sozialforschung der Universität Frankfurt.

Prof. Dr. Ulrich Bartosch, geboren 1960, ist seit 2000 Professor für Pädagogik an der Katholischen Universität Eichstätt. Er studierte Pädagogik an der Universität Regensburg und promovierte am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main bei Iring Fetscher und Herfried Münkler. Bartosch arbeitete als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Politikwissenschaft der Universität Regensburg sowie am Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik der Universität Passau. Er war in leitender Funktion in der beruflichen Rehabilitation und in der Erwachsenenbildung tätig. Seit 2009 ist er Vorsitzender der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler (VDW e.V.).

Tyll Birnbaum, geboren 1990, ist ehemaliger Praktikant der Schader-Stiftung. Er studiert an der Technischen Universität Darmstadt den Bachelor-Studiengang Soziologie mit dem Schwerpunkt Stadt und Raum.

Prof. Michael Braum, ist Geschäftsführender Direktor der Internationalen Bauausstellung GmbH (IBA) Heidelberg und seit 1998 ordentlicher Professor am Institut für Städtebau und Entwerfen der Leibniz-Universität Hannover. Braum studierte Stadtplanung und Städtebau an der Technischen Universität Berlin. Er war Mitglied der beiden Expertenbeiräte „Bau“ und „IBA“ der Bundesregierung, hat als Städtebauer und Stadtplaner über 30 Jahre praktiziert und war bis 2012 Vorsitzender der Jury des Deutschen Städtebaupreises. Von 2008 bis 2013 war er Gründungsvorstandsvorsitzender der Bundesstiftung Baukultur.

Dr. Thomas Brunotte ist Referent bei der VolkswagenStiftung in Hannover. Nach einem „Studium generale“ am Leibniz Kolleg in Tübingen studierte er in München, Oxford, Paris und Göttingen Philosophie. Seit 2008 ist er bei der VolkswagenStiftung Förderreferent für die Fächer Philosophie und Theologie und dort auch zuständig für den Förderbereich „Wissenschaftsvermittlung und -kommunikation“, mit dem die Stiftung einen Förderimpuls für die Verbesserung des Dialogs zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit geben und die Rolle und Wahrnehmung der Wissenschaft in der Gesellschaft stärken möchte.

Prof. Dr. Ulrich Demmer, ist Professor für Ethnologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er studierte in Freiburg und Heidelberg und war als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Ethnologie und dem Südasiens-Institut der Universität Heidelberg sowie dem Institut für Ethnologie der LMU München tätig. 2008 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Ludwig-Maximilians-Universität München ernannt. Sein Aufgabengebiet umfasst Sozial- und Kulturanthropologie, Performanz- und Diskursanalyse sowie die Ethnologie der Ethik. Zurzeit arbeitet er an einem Forschungsprojekt mit dem Titel „Sozial-ökologische Strukturen der starken Nachhaltigkeit im urbanen Raum (Heidelberg). Eine Forschung im Reallabor.“

Dr. Alexander Deppert, geboren 1968, auch bekannt unter dem Namen Alex Dreppet, ist promovierter Psychologe, Verständlichkeitsforscher, Autor, Moderator und Erfinder des Science Slam. Er studierte Psychologie und Germanistik in Darmstadt und Frankfurt am Main, arbeitet als Berufsschullehrer, ist im Orga-Team von SlamBasis e.V. aktiv und war ebenfalls an der Gründung der Darmstädter Dichterschlacht beteiligt. 2004 erhielt er den Wilhelm-Busch-Preis für satirische und humoristische Versdichtung. Als Schriftsteller veröffentlichte er über 250 Texte.

Sebastian Fellner, geboren 1988, ist seit 2013 studentischer Mitarbeiter der Schader-Stiftung. Er studiert an der Technischen Universität Darmstadt im Master-Studiengang Governance und Public Policy. Zuvor absolvierte er ein Studium der Politik- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Augsburg.

Jörg Feuck, geboren 1962, ist Diplom-Politologe und seit 2004 Leiter der Stabstelle Kommunikation und Medien der Technischen Universität Darmstadt. Er arbeitete zuvor von 1985 bis 2004 als Korrespondent, Volontär, Redakteur und Ressortleiter bei der Frankfurter Rundschau und ist mit zwei Journalistenpreisen ausgezeichnet. In seiner derzeitigen Funktion ist er Sprecher der Universität und Chefredakteur zentraler Publikationen sowie Berater der Universitätsleitung in allen Fragen der Kommunikation.

Verena Fries, geboren 1985, ist Diplom-Soziologin und seit 2012 bei der Schader-Stiftung in Darmstadt und seit 2013 als Assistentin des Stifters tätig. Dabei ist sie seitens der Schader-Stiftung verantwortlich für den „Runden Tisch Wissenschaftsstadt Darmstadt“ sowie die Bereiche Netzwerkforschung und Öffentliche Wissenschaft. Sie studierte an der Technischen Universität Darmstadt Soziologie mit dem Schwerpunkt Bildung und Macht.

Dr. Anna Froese, geboren 1977, ist seit 2012 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Sie studierte Betriebswirtschaftslehre an der Freien Universität Berlin und promovierte an der Technischen Universität Berlin. Sie war als persönliche Referentin des Präsidenten, strategische Controllerin für Struktur- und Entwicklungsplanung und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Gender & Diversity in Organisationen an der TU Berlin tätig. 2009 folgte ein Forschungsaufenthalt im Rahmen des DAAD-Stipendiums an der Stanford University, dem MIT und der Rockefeller University. Ihre Forschungsinteressen sind Organisations-, Wissenschafts- und Innovationsforschung.

Sören Gahrman, geboren 1989, studiert Soziologie im Masterstudiengang an der Universität Potsdam. Er schloss zuvor seinen Bachelor in diesem Fach an den Universitäten in Freiburg und Wien ab. Sein Themenschwerpunkt liegt in der Verbindung von gesellschaftswissenschaftlichen Methoden und Analysen zu soziologischen Erzählungen.

Dr. Thomas Geelhaar, geboren 1957, ist Sprecher der Chemieforschung der Merck KGaA und seit 2014 Präsident der Gesellschaft Deutscher Chemiker. Er studierte Chemie an der Universität Mainz und arbeitet seit 1984 für Merck in verschiedenen Funktionen in der Sparte Flüssigkristalle. In der Gesellschaft Deutscher Chemiker setzt sich Geelhaar unter anderem für mehr Akzeptanz der Chemie in der Gesellschaft durch verstärkte Wissenschaftskommunikation ein.

Alexander Gemeinhardt, geboren 1973, ist seit 2013 Vorstandsvorsitzender und Direktor des Stiftungszentrums der Schader-Stiftung in Darmstadt. Gemeinhardt absolvierte das Studium der Religionspädagogik, des Sozialwesens und der Sozialen Verhaltenswissenschaften. Er war zunächst Geschäftsführer des Evangelischen Bundes Hessen und Nassau, dann Geschäftsführer und Referent für Publizistik des Konfessionskundlichen Instituts in Bensheim.

Selina Härtel, geboren 1991, war 2014 Praktikantin der Schader-Stiftung. Sie studiert an der Technischen Universität Darmstadt den Bachelor-Studiengang Soziologie mit Wahlpflichtfach Psychologie.

Miira Hill, geboren 1982, ist Diplom-Soziologin und Kollegiatin im DFG geförderten Graduiertenkolleg „Innovationsgesellschaft heute“ am Institut für Soziologie der Technischen Universität Berlin. Sie studierte Soziologie an der Universität Bielefeld und der Technischen Universität Berlin. Sie arbeitet derzeit an ihrer Dissertation mit dem Arbeitstitel „Präsentieren am Puls der Zeit“ zu neuen Formen der Wissenschaftskommunikation. Ihre Forschungsinteressen sind die Wissenssoziologie, Wissenschaftssoziologie und die Innovationsforschung.

Prof. Dr. Jürgen Howaldt, geboren 1960, ist seit 2002 Direktor der Sozialforschungsstelle Dortmund und seit 2009 Professor an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Technischen Universität Dortmund. Nach dem Studium der Sozialwissenschaften in Bielefeld und Duisburg war er seit 1990 wissenschaftlicher Angestellter der Sozialforschungsstelle Dortmund und führte Forschungs- und Beratungsprojekte im Kontext neuer Organisations- und Arbeitseinsatzkonzepte durch. Howaldt arbeitete als Berater privater Organisationen sowie als Privatdozent am Fachbereich Human- und Gesundheitswissenschaften der Universität Bremen und ist Mitbegründer der SI-Consult.

Ines Hülsmann, geboren 1987, ist akademische Mitarbeiterin am Institut für Angewandte Forschung der Hochschule Furtwangen und Forschungsassistentin von Prof. Dr. Selke. Sie studierte interpretative Sozialwissenschaft an der Universität Maastricht und hat einen Abschluss in Wissenschafts- und Technikforschung. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind die Wissens- und die Wissenschaftssoziologie und ihr Forschungsinteresse gilt der Intellektuellengeschichte sowie der Geschichte der Geistes- und Sozialwissenschaften.

Robert Jende, geboren 1984, ist akademischer Mitarbeiter an der Ludwig-Maximilians-Universität München am Lehrstuhl für Soziale Entwicklungen und Strukturen und an der Zeppelin Universität in Friedrichshafen am European Centre for Sustainability Research. Er studierte Soziologie und Philosophie an der Friedrich-Schiller Universität Jena und promovierte im Bereich öffentliche Soziologie und transformierende Praxis. Jende arbeitete außerdem für das von Prof. Selke initiierte Public Sociology Lab. Seine Interessengebiete sind unter anderem Wissenschaftsforschung, Erkenntnistheorie und Public Sociology.

Prof. Dr. Cordula Kropp, geboren 1966, ist seit 2009 Professorin für partizipative Innovations- und Zukunftsforschung an der Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften der Hochschule München. Sie studierte Soziologie, Ethnologie, Psychologie und Politikwissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie legte Ihre Diplomprüfung 1996 ab, 2001 folgte ihre Promotion. Kropp war Mitarbeiterin am Lehrstuhl von Ulrich Beck an der Universität München und ist seit 2002 an Studien und Projekten im Rahmen der Münchner Projektgruppe für Sozialforschung e.V., meist in leitender Position, beteiligt. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen unter anderem Umwelt-, Technik- und Wissenschaftsforschung sowie Forschung für nachhaltige Entwicklung.

Maik Krüger, geboren 1981, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des Forschungsverbunds ForGenderCare an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er studierte Soziologie und Politikwissenschaften an den Universitäten Rostock und Tübingen. Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte sind die Geschlechtersoziologie sowie die Wissens- und Wissenschaftssoziologie. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Wissenschaftsvermittlung, Verwaltung und Organisation.

Prof. Dr. Stephan Lessenich, geboren 1965, ist seit 2014 Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Soziale Entwicklungen und Strukturen an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Von 2004 bis 2013 war er Professor für Soziologie an der Universität Jena. Lessenich studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Geschichte an der Universität Marburg. Er ist Mitglied des Wissenschaftlichen Redaktionsbeirates „WSI-Mitteilungen“ sowie des Wissenschaftlichen Beirates von Attac Deutschland. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung und Soziologie des Alter(n)s. Lessenich ist Vorsitzender des Vorstands der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und Mitglied des Kleinen Konvents der Schader-Stiftung.

Dr. Editha Marquardt ist seit 2013 Mitarbeiterin am Geographischen Institut der Universität Heidelberg. Nach ihrem Studium der Kulturwissenschaften, Germanistik und Hispanistik an den Universitäten Leipzig und Edinburgh promovierte sie 2004 an der Universität Leipzig. Nach ihrer Dissertation war sie Forschungsmitarbeiterin an der Hochschule Zittau/Görlitz im Projekt „Elisa – Elitenförderung Sachsen. Frauen in Naturwissenschaft, Technik und Medizin“. Von 2009 bis 2013 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZAK – Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft und am Karlsruher Institut für Technologie.

Dr. Kirsten Mensch, geboren 1967, ist seit 2000 wissenschaftliche Referentin der Schader-Stiftung in Darmstadt. Sie studierte Politikwissenschaften, Philosophie sowie Rechtswissenschaften. 1993 folgte ein Studienaufenthalt an der Universität Groningen in den Niederlanden. Von 1994 bis 1998 war Mensch wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Politikwissenschaft der Technischen Universität Darmstadt. 1999 wurde sie promoviert. Inhaltliche Schwerpunkte ihrer Tätigkeit bei der Schader-Stiftung sind Projekte zu gesellschaftlich und politisch relevanten Fragen.

Prof. Dr. Ursula Münch, geboren 1961, hat seit 1999 am Institut für Politikwissenschaften der Universität der Bundeswehr München die Professur für Innenpolitik und Vergleichende Regierungslehre inne. Sie ist zudem seit 2011 Direktorin der Akademie für Politische Bildung Tutzing. Münch studierte Politikwissenschaft, Kommunikationswissenschaft, Psychologie und Neuere Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Es folgten Forschungsaufenthalte in den USA an der New York University und als Visiting Assistant Professor an der University of Minnesota, Minneapolis. Münch ist Mitglied der Enquete-Kommission des Bayerischen Landtags „Reform des Föderalismus – Stärkung der Landesparlamente“ und Vorsitzende des Kuratoriums der Katholischen Stiftungsfachhochschule München. 2014 wurde sie in den Kleinen Konvent der Schader-Stiftung gewählt.

Dr. Robert Nadler, geboren 1980, ist seit 2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Institut für Länderkunde. Er studierte Geographie, Betriebswirtschaftslehre und Soziologie in Leipzig und Grenoble. 2013 promovierte er in Urban and Local European Studies an der Universität Mailand-Bicocca. Seine Themenschwerpunkte sind Kultur- und Kreativwirtschaft, Regionalentwicklung, neuere Migrationstheorie, Multilokalität und Wirtschaftsgeographie.

Dr. Oliver Neun, geboren 1970, ist Privatdozent für Soziologie an der Universität Kassel und leitet derzeit das DFG-Projekt „Die Entwicklung der deutschen ‚öffentlichen Soziologie‘ von 1945 bis 1989“. Er studierte Soziologie, Philosophie, Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Linguistik und Politikwissenschaften in Göttingen, Freiburg, Berlin und München und habilitierte zu dem Thema „Daniel Bell und der Kreis der ‚New York Intellectuals‘“. Seine beruflichen Schwerpunkte sind die Soziologiegeschichte, soziologische Theorie, Wissens- und Wissenschaftssoziologie und Gesellschaftsdiagnosen.

Prof. Dr. Thomas Pleil, geboren 1967, ist seit 2004 Professor für Public Relations an der Hochschule Darmstadt, zudem ist er Direktor der Abteilung Kommunikationsmanagement des Instituts für Kommunikation und Medien. Pleil studierte Journalismus an der Katholischen Universität Eichstätt und promovierte in Salzburg zur PR-Forschung. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Online-PR und Social Media, Nonprofit-PR, Verantwortungskommunikation, Pressearbeit und PR für neue Technologien. Er ist unter anderem Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.

Prof. Dr. Caroline Y. Robertson-von Trotha, geboren 1951, ist seit 2002 Direktorin des ZAK – Zentrum für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale am Karlsruher Institut für Technologie (KIT). Sie studierte Soziologie, Politologie, Philosophie und Geschichte an den Universitäten Heidelberg und Karlsruhe (TH). 1990 promovierte sie im Fach Soziologie, 2004 folgte die Habilitation an der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität Karlsruhe (TH) und 2007 wurde sie zur apl. Professorin ernannt. Robertson-von Trotha ist unter anderem Koordinatorin des deutschen Netzwerks der Anna Lindh Stiftung, Mitglied im Fachausschuss Kultur der Deutschen UNESCO-Kommission und Vorsitzende des Wissenschaftlichen Initiativkreises Kultur und Außenpolitik (WIKa) am Institut für Auslandsbeziehungen (ifa).

Dr. Tobias Robischon, geboren 1963, ist wissenschaftlicher Referent der Schader-Stiftung in Darmstadt. Er studierte Politikwissenschaft an der Universität Marburg und an der Freien Universität Berlin und promovierte am Kölner Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Stadtentwicklung im Kontext des sozialen und demographischen Wandels, Demokratie und Bürgerengagement sowie kommunale Bildungspolitik.

Manfred Ronzheimer, geboren 1953, ist freier Wissenschaftsjournalist. Er ist studierter Politikwissenschaftler und arbeitete unter anderem für die Frankfurter Rundschau. Er schrieb als freier Mitarbeiter Artikel für den Tagesspiegel, Berliner Morgenpost, Nachrichtenagenturen und überregionale Wissenschaftszeitungen, produzierte Radiobeiträge für RIAS und Deutschlandfunk und war 1995 in Berlin an der Gründung von Deutschlands ersten Hochschul-Radiosender beteiligt. Außerdem betreibt er den Innovations-Informationsdienst „InnoMonitor“.

Markus Rudolfi, geboren 1989, studiert den Masterstudiengang Soziologie sowie die Fächer Philosophie und Geographie an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main und ist Mitglied im Redaktionsteam des Soziologiemagazins. Zuvor studierte er in Jena die Fächer Soziologie und Psychologie. Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte sind die Raum- und Zeit-Soziologie und qualitative Sozialforschung.

Philipp Schrögel, geboren 1982, betreibt seit 2014 selbstständig ein Büro für Wissenschafts- und Technikkommunikation und arbeitet parallel an seiner Promotion am Institut für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse des Karlsruhe Institute of Technology. Er studierte Physik in Erlangen-Nürnberg und Santander und absolvierte anschließend einen Master im Rahmen des McCloy Stipendiums an der Harvard Kennedy School of Government in dem Fach Public Policy. Schrögel arbeitete von 2011 bis 2014 als Berater für IFOK, ist Lehrbeauftragter an der Universität Erlangen-Nürnberg und Organisator bzw. Moderator von Science Slams.

Prof. Dr. Stefan Selke, geboren 1967, wurde 2008 für das Lehrgebiet Mediensoziologie an die Hochschule Furtwangen berufen und vertritt dort seit 2011 das Lehrgebiet Gesellschaftlicher Wandel. Er studierte Luft- und Raumfahrttechnik an der Universität Aachen und Soziologie, Philosophie, Anthropologie und romanische Literaturwissenschaften an der Universität Bonn. 2002 promovierte er im Fach Soziologie. Von 2010 bis 2012 war Selke Gründungsstudiendekan des Studiengangs Angewandte Gesundheitswissenschaften an der Hochschule Furtwangen. Er lehrt regelmäßig am Karlsruhe Institute of Technology. Selke ist Projektpartner der Schader-Stiftung im Themenfeld Öffentliche Wissenschaft. 2014 wurde er in den Kleinen Konvent der Schader-Stiftung gewählt.

Dr. Dagmar Simon, geboren 1954, ist seit 2008 Leiterin der Forschungsgruppe Wissenschaftspolitik am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung sowie seit 2013 Geschäftsführerin der TU-Campus EUREF gGmbH. Simon studierte von 1972 bis 1978 Politische Wissenschaft und Germanistik an der Goethe-Universität Frankfurt und an der Freien Universität Berlin. 1986 folgte ihre Promotion an der Freien Universität Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Wissenschaftsforschung, Organisationsforschung und Genderforschung.

Prof. Dr. Annette Treibel, geboren 1957, ist Professorin für Soziologie am Institut für Transdisziplinäre Sozialwissenschaft der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. Sie studierte Germanistik, Politikwissenschaft und Sozialwissenschaft in Tübingen und Bochum, promovierte 1987 und habilitierte 1994 an der Ruhr-Universität Bochum. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Migration, Gender, Soziologische Theorien und Prozess-Soziologie. Treibel ist Sprecherin der Sektion „Migration & ethnische Minderheiten“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und Mitglied im „Rat für Migration“.

Johanna Volk, geboren 1989, war 2015 Praktikantin der Schader Stiftung. Sie studiert an der Zeppelin Universität Friedrichshafen den Masterstudiengang Communication and Cultural Management mit dem Schwerpunkt Kulturmanagement. Ihren Bachelor in Museumskunde schloss sie 2012 an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin ab.

Stefan Wallaschek, geboren 1987, war von 2014 bis April 2015 Vorstandsvorsitzender der Deutschen Nachwuchsgesellschaft für Politik- und Sozialwissenschaft (DNGPS). Er studierte Politikwissenschaft und Sozialanthropologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Sozialwissenschaft in Amsterdam und absolvierte seinen Master in Politikwissenschaft an der Universität Bremen. Seit 2014 ist er PhD Fellow an der Bremen International Graduate School of Social Sciences (BIGSSS).

Dr. Monika Wächter, geboren 1956, ist seit 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Projektträgers im Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt e.V. (DLR-PT), mit Arbeitsschwerpunkten im Bereich der Sozial- und Geisteswissenschaften. Sie studierte Biologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und promovierte an der Technischen Universität Berlin. Sie hat langjährige Erfahrung im Projekt- und Wissenschaftsmanagement in der Umwelt- und Nachhaltigkeitsforschung, der Wissenschaftsforschung sowie der Forschung zu großen gesellschaftlichen Herausforderungen.

Markus Weiskopf ist seit 2012 Geschäftsführer der Wissenschaft im Dialog gGmbH, gegründet auf Initiative des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. Er studierte Politik und Management in Konstanz und Madrid. Nach einer Tätigkeit als Organisationsberater wechselte er 2007 nach Braunschweig. Dort hat er das Haus der Wissenschaft aufgebaut, für das er zuletzt als Geschäftsführer tätig war.

Wilm Weppelmann, geboren 1957, ist Künstler, Fotograf und Autor. Er studierte Germanistik, Publizistik und Philosophie in Münster, bevor er als Dramaturgie-Assistent am Zimmertheater in Münster arbeitete und seinen Arbeitsschwerpunkt in den Kultursektor legte. Dort arbeitete er im Management von verschiedenen mittelständischen Verlagshäusern, bis er sich schließlich als freischaffender Künstler der Konzeptkunst und Fotografie widmete.

Dr. Harald Wilkoszewski, geboren 1976, ist Leiter des Brüsseler Büros von Population Europe, dem Netzwerk der führenden demografischen Forschungseinrichtungen in Europa. Zuvor arbeitete er als Analyst bei der OECD in Paris, als Fellow und Arbeitsgruppenleiter für die Berliner Stiftung Neue Verantwortung und in verschiedenen Funktionen für das Max-Planck-Institut für demografische Forschung. Er schloss sein Studium der Politikwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München mit dem Magister Artium ab und promovierte an der London School of Economics and Political Science zum PhD in Social Policy.

Prof. Holger Wormer, geboren 1969, ist seit 2004 Professor für Journalistik an der Technischen Universität Dortmund. Er studierte Chemie in Heidelberg, Ulm und Lyon. Seit 1986 war er als freier Wissenschaftsjournalist unter anderem für die Rheinische Post, für das P.M. Magazin und für die Deutsche Presse-Agentur tätig. Von 1996 bis 2004 war er Redakteur im Ressort Wissenschaft der Süddeutschen Zeitung. Seit 2007 arbeitet Wormer außerdem regelmäßig für den WDR Hörfunk. Er erhielt verschiedene Preise und Auszeichnungen für seine Arbeit und ist Mitglied zahlreicher Organisationen, wie zum Beispiel der Jury für den Communicator-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Peter Zoche, geboren 1951, ist Koordinator im Bereich Sicherheitsforschung und Technikfolgenabschätzung des Fraunhofer-Instituts für System- und Innovationsforschung ISI. Er studierte Soziologie und Psychologie an der Universität Freiburg. Seit 1986 ist er in unterschiedlichen Positionen für das Fraunhofer ISI tätig. Seine Forschung umfasst die Arbeitsgebiete Neue Medien, Mobilität und Arbeit sowie Sicherheitsforschung. Zoche ist Mitglied des Vorstands des Freiburger Instituts für angewandte Sozialwissenschaften e.V. und wirkt in zahlreichen weiteren Gremien und Beiräten zu Fragen der Informations-, Kommunikations- und Medienwirtschaft mit. Er ist Mitherausgeber der Buchreihe „Zivile Sicherheit. Schriften zum Fachdialog Sicherheitsforschung“.

Das Expertengespräch „Werkstatt – Öffentliche Wissenschaft“, das in Kooperation mit der Hochschule Furtwangen (Public Science Lab) als Initiator, der Deutschen Gesellschaft für Soziologie DGS („DGS goes public“) und dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft veranstaltet wurde, fand am 19. und 20. März 2015 im Schader-Forum Darmstadt statt. Diese Tagung soll der Auftakt einer Reihe von Veranstaltungen sein, die dem dauerhaften Austausch zum Thema „Öffentliche Wissenschaft“ dienen.
